
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

März 3/2001

Aus dem Inhalt

Robert Kümpel
Umkehr 65

Heiner Koch
Stellvertretung, nicht Ersatz 67

Thomas Kroll
Um Gottes willen über Filme reden! 75

Hermann-Josef Lauter OFM
Ende des Vorsehungsglaubens? 86

Stephan Goerlich
„Levve un levve losse“ 89

Leserbriefe 92

Literaturdienst:
Karl Heinz Schmitt: Erfolgreiche Katechese
Michael Kunzler: Leben in Christus
Thomas Schreijäck (Hg.): Spuren zum Geheimnis 93

G 3212 E

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Robert Kümpel, Kardinal-Frings-Str. 5,
50668 Köln | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Thomas Kroll, Oppenhoffstr. 6, 53111 Bonn |
P. Hermann-Josef Lauter OFM, Franziskanerplatz 1,
53879 Euskirchen | Kaplan Stephan Goerlich, Hauptstr. 17,
50996 Köln

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammas,
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jan-
sen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat
Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Pfarrer Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |
Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hil-
desheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16,
45127 Essen

Schriftleitung: Prälat Dr. Robert Kümpel, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-3148, Fax (0221)
1642-3712

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J.P.Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
5,50 DM |

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P.Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Robert Kümpel

Umkehr

Wie sehr sich Menschen verrennen können, davon konnten die biblischen Schriftsteller des Alten Bundes ein Lied singen. Die ganze Geschichte des erwählten Volkes Israel ist ein Auf und Ab von begeisterter Hingabe und entschiedener Gefolgschaft, dann aber wieder von Eigenwilligkeit und Stolz, von Unverständnis und Widerstand gegen Gottes Pläne. Oft meinten die Israeliten, sie seien zutiefst im Recht, z. B. als ihre Priester und Kultpropheten den wahren Propheten Gotteslästerung und Missachtung der alten Heilstraditionen Israels vorwarfen. Der Katzenjammer kam erst später, als ihnen im Exil aufging, dass sie mit ihrer Rechthaberei Jahwes Verheißungen und Israels Daseinsberechtigung zerstört hatten. Offenbar kann man durchaus viele Lehren und Gebote kennen und beachten – und trotzdem am lebendigen Gott vorbeileben.

Kein Wunder, dass im hebräischen Wort *schub*, umkehren, all diese Erfahrungen Israels mitschwingen. Umkehren heißt: den Irrweg wieder zurückgehen, bis zu dem Punkt, an dem man den richtigen Weg verlassen hat, sich neu orientieren und von Neuem losgehen. Umkehr setzt voraus, dass der alte, richtige Weg noch da ist, dass ich ihn erkennen und gehen kann.

Viele Menschen heute gestalten ihr Leben nach dem Grundsatz von „trial and error“, Versuch und Irrtum. Sie probieren einfach aus, was für ihr Leben gut und richtig sein könnte. Meist gehen sie dabei nach ihren eigenen Erfahrungen, nach ihrem inneren Gespür, sie tun das, was sich für ihr Leben gut anfühlt.

Und da liegt der Haken. Die Geschichte Israels im Alten wie im Neuen Bund wie

auch die Geschichte unserer Kirche zeigen, dass genau das nicht funktioniert – wenn nicht etwas anderes Entscheidendes hinzukommt: eine lebendige Beziehung zu meinem Gott. Erst wenn ich ihn suche, mir meiner Armut und Wankelmütigkeit ohne ihn bewusst werde, nicht nur grundsätzlich, sondern konkret in jeden Tag hinein mich nach ihm sehne, dann verliert mein Leben jenes Getriebensein und von jedem Wind Hin- und Hergeweht-werden, von dem der erste Psalm spricht. Dann werde ich nicht mehr so anfällig wie vorher für jeden neuen Trend, der auf den ersten Blick so schlüssig zu sein scheint. Der lebendige Gott in meinem Innern ist wie ein Kompass, der mein Gespür an die Hand nimmt und sehr feinfühlig machen kann für die verborgene innere Realität der Dinge, die von außen auf mich einströmen.

So wäre zu wenig, Umkehr nur zu verstehen als Rückkehr zu richtigen Grundsätzen, Regeln oder Taten – als ob die mich vor meiner unheilbaren Bedürftigkeit und Gebrochenheit retten könnten. Nach wie vor gilt die revolutionäre Erkenntnis, zu der der Hl. Paulus sich in vielen inneren Auseinandersetzungen durchgekämpft hat, dass mich nichts anderes neu und lebendig machen kann nur als der lebendige Gott selbst, seine Nähe und Gegenwart in mir. Umkehr ist zutiefst immer Heimkehr zu Ihm, den ich zwischenzeitlich verloren hatte. Und manches Mal beginnt das nächste Exil mit falschem Vertrauen auf meine eigene Tüchtigkeit, meinen guten Willen, meine ach so guten Absichten: Ich bekomme das Problem schon selber in den Griff.

Wenn ich ihn liebe, reicht mir all das nicht aus. Dann brauche ich unersetzbar sein Dabeisein, ob emotional spürbar oder nicht. Dann werde ich auch nicht auf die Idee kommen, dass ich irgendwann einmal ein moralischer Kraftmeier werden könnte, der sich auf sich selbst verlassen kann. Aber wenn Gott da ist in meinem Innern, brauche ich diesen Titel auch nicht. Gott selbst gleicht aus und füllt auf, was mir fehlt. Und aus der Liebe heraus werde ich dann die Wege finden, die Er will, und zugleich meine Schwächen und Macken sehr wach wahrnehmen.

Da kann sein, dass ich manche Fehler immer wieder mache und auch sehr darunter leide, weil ich einfach nicht der bin, der zu sein ich mir wünsche - und Gott auch. Und doch gelingt mir, mich nach und nach von diesen Fehlern zu lösen, sie stehen zu lassen, anzunehmen, immer wieder vor Ihn zu tragen, im Gebet und im Sakrament der Versöhnung - und sie verlieren ihren Schrecken und ihr Gewicht. Und irgendwann werde ich sie meistern.

Diese Einstellung ist die klassische Beschreibung für Demut. Sie bedeutet realistische Selbsteinschätzung, leidenschaftliches Miteinander mit meinem Herrn. Darauf muss ich mich immer wieder neu ausrichten. So sagt es der Psalm 27: „Mein Herz denkt an Dein Wort: Sucht mein Angesicht! Dein Angesicht, Herr, will ich suchen!“

Alles andere wächst aus diesem Blick.

Zu diesem Heft

Wie können wir uns als Christen in einer Umwelt begreifen, die sich immer mehr vom Glauben und von der Kirche abwendet? Auf diese Frage gibt **Prälat Dr. Heiner Koch**, Leiter der Hauptabteilung Seelsorge im Erzbistum Köln, eine Antwort, indem er die Kirche als Gemeinschaft der Stellvertretung für alle Menschen unserer Zeit vor Gott beschreibt.

Thomas Kroll, Diplom-Theologe, Supervisor und Mitarbeiter der Katholischen Fernseharbeit, möchte dazu ermutigen, auch moderne Spielfilme mit ihren streckenweise sehr eindrucksvollen Aussagen über Lebens- und Glaubenthemen in Unterricht und Verkündigung einzusetzen. Dieser Beitrag ist der erste in einer losen Folge von Aufsätzen, die auf je verschiedene, vom Kirchenjahr vorgegebene Verkündigungsinhalte eingehen.

Dass das deistische Gottesbild der Aufklärung in der Vorstellung der heutigen Menschen wieder im Vormarsch ist und viele Zeitgenossen angesichts drängender Theodizee-Fragen den Glauben an die Vorsehung Gottes nicht mehr teilen wollen oder können, schildert **Pater Hermann-Josef Lauter OFM**.

Das Heft schließt zum Ausklang der Karnevalszeit im Rheinland mit einem karnevalistisch-ernsthaften Beitrag von **Kaplan Stephan Goerlich**, der in Bonn in Dogmatik promoviert.

Heiner Koch

Stellvertretung, nicht Ersatz

Vom Sein und der Aufgabe der Christen und der Kirche in der heutigen Gesellschaft (Teil 1)

Weniger als man glaubt – die sinkende Bedeutung des christlichen Glaubens in den Augen unserer Gesellschaft

Es wird immer offensichtlicher und nicht nur für Christen in unseren Breiten immer erfahrbarer: Das Lebenswissen, also die Summe der Überzeugungen, der Perspektiven und der Werte, und die Lebenspraxis einer wachsenden Zahl von Menschen in unserer heutigen Gesellschaft unterscheidet sich zunehmend vom christlichen Lebenswissen und der christlichen Lebenspraxis, die sich aus der Botschaft Jesu Christi und der christlichen Gemeinschaft, der Kirche, speist. Immer mehr Menschen und immer mehr Lebensbereiche unserer Gesellschaft werden vom christlichen Lebenswissen immer schwächer, auf jeden Fall aber bei weitem nicht mehr exklusiv geprägt. Auch die Kirchen haben in unserer Gesellschaft für viele Menschen nur noch eine sehr relative Bedeutung. Sicherlich gehört noch die große Mehrzahl der Bürger der Bundesrepublik Deutschland einer der christlichen Kirchen an; sicherlich haben diese noch in vielerlei Hinsicht erheblichen Einfluss, wenn man etwa an ihre Rolle als Arbeitgeber denkt; sicherlich prägen sie mit ihrer langen Erfahrung und ihrer Kompetenz auch maßgeblich die religiöse Dimension unserer

Gesellschaft. Allein der Umgang nicht weniger Politiker mit ihnen aber zeigt deutlich, dass diese kaum noch erwarten, dass die Kirchen maßgeblichen Einfluss auf das Stimmverhalten ihrer Mitglieder bei der nächsten Wahl haben werden. Auch die Wirtschaft sieht die Kirchen nicht als eine für sie sehr interessante Größe an, die umworben und unterstützt werden müsste, weil sie Einfluss auf das Kaufverhalten vieler Menschen hätte. Da unterstützt man eher sogenannte medienrelevante Minderheiten, die als Konsumenten allemal interessanter zu sein scheinen. Die christliche Botschaft und das christliche Lebenswissen werden für unsere Gesellschaft offensichtlich immer irrelevanter. Wir leben in einer Gesellschaft, in der in den letzten Jahrzehnten, „was wir brauchen, haben und sind, von unseren religiösen Zugehörigkeitsverhältnissen weithin unabhängig geworden ist“¹. Wen außer der Regenbogenpresse mit ihren Klatschspalten interessiert es etwa noch, ob ein Paar verheiratet ist oder nicht, geschweige denn ob kirchlich oder nur standesamtlich, oder welche Nachteile würde jemand in unserer Gesellschaft erfahren, der nicht die sonntäglichen Gottesdienste besucht? Eher gilt zu große kirchliche Bindung schon als suspekt und macht den Betreffenden für manchen Posten in Wirtschaft, Politik oder Medien zu einem eher ungeeigneten Kandidaten. Ein weiteres Beispiel für den Rückgang christlicher Lebensweise und christlicher Lebensprägung in unserer Gesellschaft: Mit welchem Drang bemühen sich nicht nur manche Geschäftsleute, endlich den Sonntag zu einem Verkaufstag wie alle anderen Tage zu machen. Wenn Städte an Sonntagen ein besonderes „Fest“ feiern, dann ist der Höhepunkt dieses Festes für sie oft, dass an diesem Tag das geschieht, was an allen anderen Tagen ebenfalls geschieht: Die Menschen dürfen „endlich“ kaufen und die Geschäftsleute und Verkäufer „endlich“ arbeiten. Dass durch die Einebnung des Sonntags spezifische gemeinschaftlich erlebbare kulturelle, soziale und vor allem religiöse Möglichkeiten zumindest stark beeinträchtigt werden,

gilt dabei offensichtlich als zu vernachlässigender Wert.

Dass das gesellschaftliche Leben immer weniger christlich geprägt ist, ist nicht zuletzt darin begründet, dass immer mehr Menschen unserer Gesellschaft die christliche Botschaft und die Kirche nicht mehr annehmen, sich am kirchlichen Leben immer weniger beteiligen und an ihm nur ein schwaches Interesse zeigen. Sie scheinen weder die christliche Botschaft noch die Kirche besonders zu brauchen und leben in ihrem praktischen Heidentum offensichtlich ganz gut, auch wenn manche Gelehrten immer wieder betonen, wie religiös gerade der moderne Mensch sei, wie sehr er sich nach Gott sehne – auch wenn er es nicht wisse –, wie sehr die Nichtannahme der christlichen Botschaft nur ein Vermittlungsproblem der Christen und vor allem der Amtsträger der Kirche sei, und schließlich breche jeder Atheismus ja spätestens in Krisenzeiten des Lebens zusammen. Doch für immer mehr Menschen gilt dies offensichtlich doch nicht: Sie sehnen sich eben nicht nach einem ewigen Leben, sie haben sich gut arrangiert in ihrer begrenzten Welt; den christlichen Verkündern hören sie im besten Fall distanziert zu und fragen sich allenfalls, ob deren Aussagen interessanter und bekömmlicher sind als die anderer Religionen, Sekten oder Weltanschauungen, falls sie für diese überhaupt ein Interesse aufbringen. So stellt die Geschäftsführerin des Instituts für Demoskopie Allensbach Renate Köcher fest: „Der Anteil der Bevölkerung, der sich für die Auseinandersetzung mit Sinnfragen interessiert, hat sich in den letzten zehn Jahren fast halbiert. Vor einem solchen Ergebnis steht man eigentlich erst einmal ratlos“².

Der Rückgang der Bedeutung des christlichen Glaubens in unserer Gesellschaft wird zudem durch die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland wesentlich gefördert. Selbst wenn jedes Jahr 200.000 Menschen aus dem Ausland in die Bundesrepublik Deutschland zuwandern würden, sinkt die Zahl der Deutschen nach Angaben des Bundesamtes für Statistik im Juli 2000 aufgrund der niedrigen Geburten- und der hohen Abtreibungsrate

von heute 82 Millionen auf 70 Millionen. „Mit dem Rückgang der deutschen Bevölkerung wird die Zahl der Kirchenmitglieder ebenso dramatisch abnehmen, wie die Zahl der Moslems zunehmen wird. Setzt sich der Trend fort, wird das Mutterland der Reformation am Ende des Jahrhunderts religiös in erster Linie nicht mehr vom Christentum, sondern vom Islam geprägt sein“³.

Das Ungefragtsein wird zur Frage: Die fragwürdige Situation in der Kirche

Nun ist die Diskrepanz zwischen der allgemeinen Lebensüberzeugung und Lebenspraxis der Menschen und der Lebensanschauung und der Lebenspraxis der Christen im Besonderen ja schon in der Heiligen Schrift angekündigt. Der Kirche wird prophezeit, dass sie eine kleine Herde ist⁴, und den Christen, dass sie als Minderheit beschimpft und verfolgt werden⁵. Das Besondere an unserer heutigen Situation aber ist für viele Christen zumindest in den sogenannten alten Bundesländern Deutschlands, dass noch vor wenigen Jahren, also noch in der persönlichen Erfahrungszeit der meisten heute lebenden Christen, die Situation eben nicht so gewesen ist, wie sie heute ist. Zwar ist die Mitgliederzahl der Kirchen nicht, wie von einigen prognostiziert, dramatisch eingebrochen und damit das Ende jeder Volkskirchlichkeit nicht gekommen, der Einfluss der Kirchen aber steht in keinem Verhältnis mehr zu ihrer statistischen Mitgliederstärke.

In dieser für viele Christen und Gemeinden wie auch für viele Verantwortliche der Kirche schwierigen oder sogar deprimierenden Situation schlagen die einen vor, dass sich die Kirche zurückziehen müsse, um als kleine geschlossene Gruppe in dieser Gesellschaft nicht nur nicht unterzugehen, sondern profiliert und progressiv auftreten zu können. Lieber weniger Mitglieder, aber eindeutige, weg mit allen faden Kompromissen, wir bräuchten die deutliche Abgrenzung, damit überhaupt noch klar bleibe, wofür die Kirche stehe, und wir uns nicht von innen

her völlig auflösen. Manche meinen zudem, die Kirche solle sich gelassen erst einmal damit abfinden, dass die Menschen wenig oder nichts von ihr wollen und den christlichen Glauben nicht annehmen. In aller Gelassenheit solle man die Menschen ziehen lassen, vielleicht kämen sie ja doch eines Tages wieder, und im Übrigen: Reisende solle man nicht aufhalten. Natürlich beschleicht Vertreter dieser Richtung auch manchmal erhebliches Unbehagen. Denn sie wissen, dass die Kirche, dem Willen Jesu Christi entsprechend, kein Selbstzweck sein darf, sondern Kirche für die Menschen sein soll, Stadt auf dem Berge, Salz der Erde, Licht der Welt⁶. Sie wissen, dass Jesus zu den Menschen gegangen ist und sich ein- und damit auch ausgesetzt hat. Sie spüren, dass die Kirche kein gepflegter Ziergarten sein darf und dass Gott, wenn wir ihm einmal am Jüngsten Tag gegenüberstehen werden, uns sicherlich auch fragen wird, warum wir unsere Schwestern und Brüder außerhalb der Kirche nicht mit auf den Weg zu ihm genommen haben.

Die Mitglieder der anderen kirchenpsychologischen Richtung weisen der Kirche einen entgegengesetzten Weg: Sie müsse offene Kirche sein und auf die Menschen zugehen, sie müsse sich nach deren Sorgen und Fragen richten. Nicht die Menschen hätten sich von uns, sondern wir von den Menschen distanziert, so ihre Überzeugung. Die Kirche dürfe kein Gegenüber, sondern ein Miteinander für die heutigen Zeitgenossen sein. Deshalb solle man etwa das längst überholte Wort Missionierung nicht nur aus dem Sprachgebrauch, sondern aus allen pastoralen Überlegungen und Handlungen der Kirche streichen, zumal Mission im Grunde ja Vereinnahmung bedeute und nicht mehr in die heutige Zeit passe, wo jeder nach seiner Fassung selig werden solle; wenn überhaupt, solle man ganz diskret seinen christlichen Glauben leben, wobei immer wieder zu betonen sei, dass dieser nicht wahrer sei, allenfalls subjektiv geeigneter als andere Weltanschauungen; für manchen wird es dann richtig peinlich, wenn jemand zum christlichen Glauben konver-

tiert, geschweige denn zur katholischen Kirche übertritt. Aber auch diese Richtungskämpfer beschleicht zunehmend eine böse Ahnung: Biedern wir uns nicht zu sehr an? Verwässern wir nicht unsere Inhalte? Werden wir nicht so ununterscheidbar in der Gesellschaft, dass die Menschen gar nicht mehr wissen, was das Besondere der christlichen Botschaft eigentlich ist? Wer nach allen Seiten hin offen ist, erlebt eben nur noch den Durchzug – und sei es den der heutigen Zeitgenossen. Die Frage bleibt: Versteckt sich hinter unserer angeblichen Offenheit nicht unsere Angst, nicht mehr gebraucht zu werden, also überflüssig zu sein, weil die Menschen auch ohne uns glücklich und zufrieden leben?

So mündet alle Unsicherheit der Christen und ihrer Gemeinden letztlich immer wieder in die Frage: Wozu sind wir eigentlich da? Diese Besinnung auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft und der Kirche in ihr und die Rückbesinnung auf den Grund und die Wurzeln unserer Existenz sind sicherlich nicht neu und müssen von der Kirche und den Christen zu jeder Zeit gehalten werden. Wo aber, wie heute, Antworten nicht mehr selbstverständlich sind oder zu formelhaften, leeren Sprachhülsen verkümmern, stellt sich diese Frage noch tiefer und existentiell noch bedeutsamer:

Wozu sind wir als Christen und als Kirche eigentlich da?

- Wozu restaurieren wir die Kirchen? Die Gottesdienste werden doch immer leerer!
- Wozu unsere Bemühungen in Katechese und in der Predigt, wenn doch jeder glaubt, was er will und wie er sich seinen religiösen Cocktail selbst zusammenschmeißt?
- Wozu uns mit viel Energie bemühen, eine Gemeinde aufzubauen, wenn die Menschen heute ohnehin – auch in Glaubensfragen – nur Individualisten sein wollen und Glaubensautoritäten und Gemeinschaftsbindungen als antiquiert und lebensfeindlich empfinden?

- Wozu versuchen, christlich zu erziehen, wenn in den Talk-Shows unserer Fernsehanstalten nachdrücklich und raffiniert genau gegenteilige Werte und Verhaltensweisen den Menschen eingetrichtert werden?
- Wozu theologisch miteinander ringen und die Worte der Verkündigung behutsam abwägen, wenn die Menschen heute doch Gott nur „einen lieben Mann sein lassen“ wollen und für sie alles gleichgültig ist?
- Warum von der Freude und der Weite, der Verheißung und der Provokation des Himmels sprechen, wenn die Menschen nur jetzt und hier auf Erden weitgehend himmellos leben wollen und eine himmlische Dimensionen des Lebens nicht mehr in ihre Lebensperspektive einbeziehen und für notwendig und sinnvoll halten?

Da diese Fragen für viele Gemeinden und Christen weitgehend offen und unbeantwortet sind, bedrücken sie zunehmend das gesamte kirchliche Leben und prägen ihm derzeit vier unverkennbare Grundzüge ein:

1. eine depressive und resignative Gesamtatmosphäre, die geradezu kämpferisch hochgehalten wird und die jeden brandmarkt, der es wagt, optimistisch zu denken;
2. ein Fatalismus, der sich allenfalls noch zur Feststellung aufrafft, am Unglauben der Menschen könne man sowieso nichts ändern und man solle auch gar nicht den Versuch machen, mit „klugen“ Pastoralplänen den Menschen die Botschaft nahezubringen, die sie ohnehin nicht annehmen wollten;
3. ein oft weitgehendes Gelähmtsein, das jedes mutige, kreative und entschiedene Handeln verunmöglicht;
4. einen Rückzug auf innerkirchliche Selbstreflektion und Selbstbeschäftigung: Nichts begeistert Christen heute offensichtlich so sehr, wie innerkirchliche Strukturfragen oder Themen des innerkirchlichen Lebens. Eine besondere Variante dieses innerkirchlichen Selbstbeschäftigungsspiels ist das beliebte Abschieben von

Schuld für die gegebene Lage auf die jeweils andere Gruppe, also auf die Rechten oder die Linken, die Bischöfe, den Papst oder die Basisgruppen, die Gremien und Räte, die Verbände oder die Geistlichen Gemeinschaften... Die innerkirchlichen Probleme müssten alle erst einmal klar und eindeutig geklärt sein, bevor man wieder evangelisierend wirken könne. Da diese Themen aber abschließend wohl nie behandelt werden können, wird folgerichtig das missionarische Engagement der Kirche auf den St. Nimmerleinstag verschoben.

In dieser ungeschminkt zu sehenden religiösen Ausgangslage stellt sich umso nachdrücklicher die Frage:

Wozu ist die Kirche Jesu Christi und wozu sind wir Christen in dieser unserer Zeit eigentlich da?

Den Versuch einer Antwort möchte ich im folgenden zunächst formulieren und dann erläutern:

Die Kirche soll stellvertretend für alle Menschen unserer Zeit die Gottesgemeinschaft leben, die sie ist.

Die vergessene Solidarität: der Begriff der Stellvertretung

„Die Idee der Stellvertretung ist eine der Urgegebenheiten des biblischen Zeugnisses, deren Wiederentdeckung dem Christentum in der heutigen Weltensituation zu einer entscheidenden Erneuerung und Vertiefung seines Selbstverständnisses verhelfen kann“⁷. „Er gehört zentral zur Offenbarung der absoluten Liebe Gottes, der seinen einzig geliebten Sohn für die Welt dahingibt“⁸. Als das Wort „Stellvertretung“ allerdings aus seinem theologischen Kontext herausgerissen wurde und einen primär juristischen Sinn erhielt, verlor es deutlich an Bedeutung für die

christliche Theologie, den christlichen Glauben und erst recht für die Pastoral. Juristisch meint der Begriff *Stellvertretung* die Befugnis einer Person, für eine andere Person oder Gruppe rechtsverbindlich zu handeln. Im theologischen und anthropologischen Kontext wird dieses Wort dagegen mit einer anderen Bedeutung gefüllt: Diese wird etwa deutlich am Beispiel der Stellvertretung, die Eltern für ihr Kind einnehmen. Sie handeln an Stelle ihres Kindes, um dem Kind Gutes zu tun und sein Leben zu fördern, weil es selbst noch nicht in der Lage ist, selbständig die entsprechende Handlung zu vollziehen. Die Eltern tun dies in der Intention, dass das Kind möglichst bald die jetzt noch von ihnen vollzogene Handlung selbst tätigt. Stellvertretung meint also nicht Ersatz des andern, was ja schon anthropologisch grundlegend nicht möglich ist, da keine Person ersetzbar oder beliebig austauschbar ist. „Das einmalige Ich eines Menschen ist vertretbar, weil es im Unterschied zu seiner Arbeitskraft, Leistung oder Intelligenz nicht ersetzbar ist. Wer eine Person vertritt, will nicht deren Stelle einnehmen, sondern dem anderen seinen Platz ermöglichen bzw. freihalten“⁹. Der Stellvertreter muss also, wenn er nicht Verdränger oder Ersetzer dessen sein will, dessen Stelle er zeitweise einnimmt, immer bereit sein, dem, dem er den Platz offen hält, seine ihm eigentlich zukommende Stelle zu übergeben. Stellvertretung hat also keinen exklusiven, sondern einen inklusiven Charakter. Wer für einen anderen den Dienst der Stellvertretung übernimmt, handelt stellvertretend für ihn, um etwas für sein Leben Förderliches zu tun, das der andere derzeit noch nicht tun kann oder will, aber möglichst bald selber tun soll.

„Der Stellvertretungsgedanke ... ist auf einem seinshaften Solidarismus begründet“¹⁰. Wir sind in die menschliche Gemeinschaft untrennbar hineinverwoben und alles, was wir tun oder lassen, hat Auswirkungen nicht nur für uns, sondern auf die ganze Menschheit hin. Diese wesentliche Solidarität eines jeden Menschen mit der gesamten menschlichen Gemeinschaft ermöglicht den Menschen die Übernahme des Dienstes

der Stellvertretung füreinander und begründet die Wirkmächtigkeit eines solchen Dienstes. Dies gilt auch und gerade für die Kirche und ihren Sendungsauftrag zu den Menschen: Für sie halten die Christen stellvertretend den Platz in der Gemeinschaft mit Gott offen in der Hoffnung und der Absicht, dass diese ihn möglichst bald selbst einnehmen. Diese Grundaussage kirchlichen Seins und Handelns sei im Folgenden entfaltet:

Der Weg der Welt hat ein Ziel: die Gemeinschaft mit Gott – die vollendete Kirche

Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist der christliche Glaube an den dreifaltigen Gott, der nicht etwas Starres und Formelhaftes ist, keine letzte absolut unbewegliche Idee hinter allem. Er ist vielmehr Austausch und Kommunikation, grenzenloser Dialog: Er ist Gemeinschaft der Liebe, er ist die Liebe und das Leben. Aus der Fülle dieser Liebe heraus hat Gott sein Ja zur Schöpfung gesprochen und ist damit auch der Gott aller Menschen. Das Ziel dieser Schöpfung Gottes ist die Gemeinschaft mit Gott, die vollkommene Gemeinschaft der Liebe mit dem, der alles aus Liebe erschaffen hat. In ihr gründet das Leben der Menschen, ihr Heil, ihre Erfüllung, ihr ewiges Leben. „Gott hat die Welt auf die Teilnahme an seinem göttlichen Leben hin erschaffen“¹¹. Diese umfassende heilige Gemeinschaft Gottes mit den Menschen in seinem Reich ist die von Gott vollendete Kirche, wie schon Clemens von Alexandrien es ausdrückt: „Wie Gottes Wille ein Werk ist und Welt heißt, so ist seine Absicht das Heil der Menschen, und diese heißt Kirche“¹². Dieses Ziel der Schöpfung wird vollendet sein, wenn, wie es das II. Vatikanische Konzil mit den Kirchenvätern sagt, „alle Gerechten von Adam an, ‚von dem gerechten Abel bis zum letzten Erwählten‘ in der allumfassenden Kirche beim Vater versammelt werden“¹³. „Diese Versammlung ist die Kirche“¹⁴, die Christus liebte und für die er sich hingab¹⁵.

Wir leben von ihm: Die Notwendigkeit der Stellvertretung der Menschen durch Jesus Christus

Auf das Ziel der vollen Gemeinschaft mit Gott hin ist die Menschheit unterwegs. Die Menschen aber sondern sich immer wieder von Gott ab, kündigen die Gemeinschaft mit ihm auf, wollen sich selbst genügen und reißen sich in ihrer Sünde ins Unheil. Doch Gott stand und steht zu seinem Bund mit den Menschen. Als er die Menschen auf die Gemeinschaft mit ihm hin schuf, wusste er, dass diese sich in ihrer Freiheit von der Gemeinschaft mit Gott auch trennen würden. Deshalb war Gott von Anfang an auf seine Menschwerdung in Jesus Christus hin ausgerichtet, um so seine Gemeinschaft mit den Menschen in all ihren Lebenssituationen zu gründen und zu bekunden. Im Leben Jesu bezeugte Gott unumstößlich, dass er in Treue die Gemeinschaft mit jedem Menschen aufrechterhält bis in den Tod und bis in alle Ewigkeit. In der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus erreicht also der Wille Gottes zur Gemeinschaft mit uns Menschen seine größte Dichte und Verwirklichung. „Als Erscheinungsweise ‚der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes‘¹⁶ ist das pro-existente Verhalten Jesu in Leben und Sterben ‚Gleichnis‘ und Analogie der Pro-Existenz Gottes, des ‚Immanuel‘¹⁷, d.h. des ‚Gott-mit uns‘. ‚Die Liebe Gottes wurde unter uns dadurch offenbart, dass Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben. . . . Darin besteht die Liebe . . . , dass er uns geliebt hat und seinen Sohn als Sühne für unsere Sünden gesandt hat‘ (1 Joh 4,8b. 9.10b)¹⁸.

Doch ist im Leben und Sterben Jesu nicht nur die Gemeinschaft von Gott auf die Menschen hin gegründet. Vielmehr lebte Jesus Christus in Fülle auch die Gemeinschaft der Menschen mit Gott von Seiten der Menschen aus. Er lebte die vorbehaltlose gehorsame Hingabe des Menschen an Gott und damit die uneingeschränkte Gemeinschaft des Menschen mit Gott. In ihm ist demnach

von Seiten der Menschen aus die Gemeinschaft mit Gott, zu der wir alle berufen sind, in größter Dichte Wirklichkeit geworden. Christus lebte diese Gemeinschaft mit dem Vater aber nicht für sich allein, sondern stellvertretend für alle Menschen. In Christus „trat Gott wesenhaft-personal an die Stelle des Menschen, um von dieser Stelle aus als Gottmensch in einzigartiger Weise die Menschheit heilhaft vertreten zu können“¹⁹. Christus handelte als Stellvertreter der Menschen; er trat an die Stelle der Sünder, an der ursprünglich vor dem Sündenfall die Menschen selbst stehen sollten. „Als Gottmensch ist er der Ort, an welchem Gott selbst in der Person des Sohnes die Stelle des Menschen einnimmt, ihn gleichsam vertritt, ohne die menschliche Natur anzutasten oder gar aufzuheben“²⁰.

In seinem stellvertretenden Dienst ersetzt er uns Menschen aber nicht. Er hält vielmehr für alle Zeiten die Gemeinschaft mit Gott für uns offen, damit wir uns in sie hineingeben und so die Erfüllung unseres Lebens finden können. „Wenn Jesus zur Taufe geht, tut er es nicht für sich selbst, sondern für die anderen, er tritt in das Schicksal der anderen ein und vollzieht damit symbolhaft, was fortan der Inhalt seiner ganzen Existenz sein wird: die Schicksalsgemeinschaft mit den Sündern, das Stehen an ihrer Statt. Mit der Taufe ist Jesus in die Gottesknecht-Sendung eingetreten, sein ganzes Dasein ist zum Sein für die anderen geworden, das daher erst in der Todestaufe zu Ende kommen kann²¹, in der sich die Schicksalseinheit mit dem toterfallenen Mensch erfüllt. Was am Anfang Jesu Wirken als Geistwort verkündet wird, greift am Ende sein eigenes Wort im letzten Abendmahl auf, in dem er sein ganzes irdisches Leben unter das isaianische Leitwort des Dienstes ‚für die Vielen‘ stellt, es also vom Gedanken des Schicksaltausches her verständlich macht (Mk 14,23 par; vgl. Mk 10,45)²².

Christus geht den Weg der uneingeschränkten Gemeinschaft mit Gott, er lebt die vorbehaltlose und gehorsame Hingabe des Menschen an Gott stellvertretend für alle Menschen. In ihm ist also von Seiten der Menschen aus die Gemeinschaft mit

Gott, zu der wir alle berufen sind, in größter Dichte Wirklichkeit geworden. Diese für alle Zeiten nun bleibende Gemeinschaft hält Christus in seinem Dienst der Stellvertretung für uns offen, damit wir uns in sie hineingeben und so die Erfüllung unseres Lebens finden. So ist er der „Anführer und Vollender des Glaubens“²³.

Wir versuchen sie zu leben: Die Kirche als pilgernde Gottesgemeinschaft

Die in Jesus Christus also gegründete Gemeinschaft Gottes mit den Menschen und der Menschen mit Gott ist die Kirche. „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, d. h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“²⁴. Im Heiligen Geist wird die Gemeinschaft der Heiligen, die Kirche, immer wieder Wirklichkeit, aus seiner Gnade lebt sie, aus ihm heraus bleibt sie die Gemeinschaft Gottes mit den Menschen, berufen und befähigt aber auch, Gemeinschaft der Menschen mit Gott zu sein. Als solche zeigt sie der Menschheit das Ziel aller Schöpfung an: die Vereinigung der Menschen mit Gott, in der diese ihre Erlösung und ihr Heil finden.

Grundlegende Aufgabe der Kirche ist es von daher, die Gemeinschaft mit Gott, die dieser uns schenkt, so intensiv wie möglich zu leben zu versuchen. Im Gebet und in der Liturgie, im Dienst an den Menschen und an unserer Gesellschaft vollzieht die Kirche, was sie von Jesus Christus gnadenhaft her ist: Gemeinschaft mit Gott und Gemeinschaft der Menschen untereinander in Gott. Dabei ist es entscheidend, wie intensiv die Kirche diese Gemeinschaft zu leben sich bemüht, und nicht, welchen Applaus der Gesellschaft sie für diese ihre Lebensweise erhält: Wenn immer weniger Menschen beten, dann beten die Christen, weil sie auf die tiefe Gemeinschaft Gottes mit ihnen vertrauen; wenn die Zahl der Gottesdienstbesucher immer mehr abnimmt, dann feiern möglicherweise nur wenige Christen diesen

konsequent weiter, weil sie dankbar sind für die Gnade Gottes, die ihr Leben trägt; wenn die Kirche für die Unantastbarkeit menschlichen Lebens eintritt, tut sie das aus dem Wissen um die unbedingte Würde jedes menschlichen Lebens heraus, auch wenn die moderne Gesellschaft dieses für antastbar hält. Wenn die Kirche caritativ und politisch das Leben der Menschen zu erhellen versucht, die auf der Schattenseite des Lebens stehen, dann muss sie dies tun, auch wenn dies bei anderen Bevölkerungsschichten möglicherweise Ärgernis hervorruft.

Die Kirche lebt dies alles aus ihrer Gemeinschaft mit Gott heraus. Dabei befindet sie sich in einem gewaltigen Spannungsverhältnis: Einerseits ist sie heilige Kirche, weil Er, der allein heilige Gott, die Gemeinschaft mit ihr hält und in ihr wirkt in seinem Wort, in den Sakramenten, in der Gemeinschaft der Christen. Dadurch ist die Kirche, was sie bleibt: Gottes Gemeinschaft mit den Menschen. Andererseits ist sie immer auch Kirche der Sünder, die gebrochene Kirche, in der sich immer wieder auch Unheil Bahn bricht. Geschichte der Kirche ist eben immer auch eine Geschichte, in der sich die Menschen von Gott abwenden und somit die Gemeinschaft, die Gott schenkt, verdunkeln und brechen. Deshalb lebt die Kirche stets auch aus der Vergebung und muss immer wieder umkehren und sich erneuern, sich neu heiligen lassen. Darum bleibt die Kirche auf dieser Erde als pilgernde Kirche immer auf dem Weg hin zu ihrer Vollendung. „In der pilgernden Kirche beginnt der Schöpfungsplan bereits Wirklichkeit zu werden; in der vollendeten Kirche wird er an sein Ziel gelangt sein. Die vollendete Schöpfung wird die vollendete Kirche sein, dann wird der Sinn von Kirche voll entwickelt sein: Gemeinschaft mit Gott – Gemeinschaft untereinander in Gott“²⁵.

Nicht auf der Stelle treten: Die Kirche als Gemeinschaft der Stellvertretung

Die Christen aber sind in diese Gemeinschaft mit Gott, in die Kirche, nicht für sich

selbst berufen. Wie Christus, das Haupt der Kirche, die Gemeinschaft mit Gott nicht nur für sich, sondern stellvertretend für alle Menschen lebt, so ist es der Kirche als dem Leib Christi nun aufgetragen, diesen Dienst der Stellvertretung für die Menschen aus und in der Verbindung mit Christus, ihrem Haupt, fortzuführen. Die Fortführung des Stellvertretungsdienstes der Kirche besteht darin „dass nun nicht mehr Christus als einzelner die Stellvertretung zu leisten hat, sondern dass er sie als ‚Christus totus‘ (wie Augustinus sagt), als Ganzchristus in seinen Gliedern und mit ihnen zusammen zur Ausweitung der Erlösung vollzieht“²⁶. Dieser Dienst der Stellvertretung ist fundamentale Seinsbestimmung der Kirche im Neuen Bund, die ganz aus dem Stellvertretungsdienst Jesu Christi lebt. In sein stellvertretendes Sein und sein stellvertretendes Wirken gibt sich die Kirche als sein Leib für alle Menschen hinein und nimmt so Anteil an dem von Jesus Christus vollzogenen Heildienst. „Unser Retter will ... die Mitwirkung der Glieder seines mystischen Leibes bei der Ausführung des Erlösungswerkes“²⁷. „Wir sind Gesandte an Christi statt“²⁸. Uns ist aufgetragen, zu „ergänzen was noch fehlt“²⁹. „Es entspräche der echt-menschlichen Solidarität Jesu nicht, sein Heilswerk exklusiv, unter Ausschluss aller übrigen durchführen zu wollen, oder genauer, dass es unmenschlich wäre, in die Exklusivität (die ihm als einzigem Gottessohn zukommt) nicht einen Moment der Inklusivität mit einzubeziehen“³⁰. Weil Christi Stellvertretung ein Geschehen (ein Drama) ist, und weil sich dieses Drama nicht zuerst *am* Sünder, sondern von vornherein *mit* dem Sünder vollzieht, ist dieser zu keinem Zeitpunkt bloß *Objekt*, sondern auch *Subjekt* der Stellvertretung Christi“³¹. Wir sind also in die Kirche gerufen und in der Kirche berufen, uns in die Stellvertretungsbewegung Jesu Christi hineinzugeben und selbst stellvertretend für die anderen Menschen die Gemeinschaft mit Gott zu leben, in der Hoffnung und Absicht, dass diese sich wiederum selbst in die Gemeinschaft mit Gott hineinbegeben und sie diese ihrerseits nun wiederum stell-

vertretend für andere leben, die dann hoffentlich bald auch ihren ureigenen Platz in der Gottesgemeinschaft wahrnehmen werden. „Von Christus geht alle Stellvertretung aus, und nur durch ihn und mit ihm und in ihm sind wir selbst Stellvertreter“³². Das in Jesus Christus gewirkte Erlösungsgeschehen setzt also einen heilsgeschichtlichen Prozess der Stellvertretung, eine heilende Stellvertretungsbewegung durch die Geschichte der Menschheit hin in Gang. Die Kirche setzt damit fort, was ihr geschenkt wurde. Damit ist „die Identität der Kirche nicht etwas neben ihrer Stellvertretung, sondern das, was Kirche zur Kirche macht, ist ihre Stellvertretung“³³. „Der Einzelne steht vor Gott, vermöge des Gegeneinander und Zueinander von göttlicher und menschlicher Freiheit, ist ihm die Kraft gegeben, für alle da zu stehen, und dieses Einer für alle und alle für einen macht die Kirche aus... Je mehr einer von der göttlichen Liebe erfüllt ist, desto mehr ist er geeignet, die für jeden prinzipiell mögliche Stellvertretung faktisch zu leisten“³⁴. Der stellvertretende Dienst der Kirche ist also nicht irgendein Zusatz zu dem Stellvertretungsdienst Jesu Christi, sondern integrierender Bestandteil dessen, was Christus in seinem Dienst der Stellvertretung für uns getan hat und immer noch tut“³⁵.

Dieser Stellvertretungsdienst der Kirche konkretisiert sich in zwei Richtungen: in der Stellvertretung der Christen füreinander und im stellvertretenden Dienst der Kirche für die Welt.

(Teil 2 folgt im nächsten Heft)

Anmerkungen:

¹ Lübke, Hermann: Religion nach der Aufklärung, Graz 1986, 94.

² Renate Köcher, in: Südkurier 1.7.2000.

³ Eckhard Nickig: Werden Deutschlands Großstädte islamisch?, in: idea (Informationsdienst der evangelischen Allianz) 2.6.2000.

⁴ Lk 12,32.

⁵ Mt 5,11.

⁶ Mt 5,13-16.

⁷ Ratzinger, Joseph: Stellvertretung, in: Fries, Heinrich (Hg.): Handbuch theologischer Grundbegriffe, München 1963, 575.

- ⁸ Balthasar, Hans Urs: „Stellvertretung“: Schlüsselwort christlichen Lebens, Freiburg 1976, 4.
- ⁹ Menke, Karl-Heinz: Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie, Freiburg 1991, 23.
- ¹⁰ Scheffczyk, Leo: Stellvertretung, in: Rahner, Karl (Hg.): Herders Theologisches Taschenlexikon, Bd. 7, Freiburg/Brsg., 1973, 148.
- ¹¹ Katechismus der Katholischen Kirche – KKK – 760.
- ¹² Clemens von Alexandrien: Paedag. 1,6,27.
- ¹³ Lumen Gentium 2.
- ¹⁴ KKK 760.
- ¹⁵ Vgl. Eph 5,25.
- ¹⁶ Tit 3,4.
- ¹⁷ Mt 1,23.
- ¹⁸ Schürmann, Heinz: Pro-Existenz als christologischer Grundbegriff, in: Analecta Cracoviensia XVII, Krakau 1985, 368.
- ¹⁹ Scheffczyk, Leo, „Stellvertretung“ und Sendung des Priesters, in: Ders.: Glaube als Lebensinspiration, Einsiedeln 1980, 420.
- ²⁰ Ebd. 417.
- ²¹ Mk 10,38, Lk 12,50,
- ²² Ratzinger, Joseph: Stellvertretung, a. a. O. 569.
- ²³ Hebr 12,2.
- ²⁴ Lumen Gentium 1.
- ²⁵ Schönborn, Christoph: Leben für die Kirche, Freiburg i. Brsg., 1982, 20.
- ²⁶ Scheffczyk, Leo: Glaube als Lebensinspiration, Einsiedeln 1980, 420.
- ²⁷ Pius XII.: Über den mystischen Leib Jesu Christi, in: Denzinger, Heinrich – Hünermann, Peter: Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, Freiburg i. Brsg. 1991³⁷, 3805.
- ²⁸ 2 Kor 5,20.
- ²⁹ Kol 1,24.
- ³⁰ Balthasar, Hans-Urs: Mysterium Paschale, in: Feiner, Johannes, Mysterium Salutis III/2, Einsiedeln 1969, 222.
- ³¹ Menke, Karl-Heinz: Stellvertretung, 355.
- ³² Ebd. 439.
- ³³ Ebd. 447.
- ³⁴ Stein, Edith, in: Edith Steins Werke VI, Welt und Person, Freiburg i. Brsg. 1962, 163.
- ³⁵ Vgl. Müller, Gerhard Ludwig: Gemeinschaft und Verehrung der Heiligen, Freiburg i. Brsg. 1986, 247 f.

Thomas Kroll

Um Gottes willen über Filme reden!

Ermutigung zum Einsatz bewegter Bilder in Religionsunterricht und theologischer Erwachsenenbildung, in Pastoral und Liturgie (Teil 1)

1. Kurzes Plädoyer für das Kino

Kino statt Kirche? Eine provokante Fragestellung! *Kino statt Kirche?* lautet der plakative Titel eines Buches über die sinngebenden und religionsbildenden Kräfte populärer zeitgenössischer Filme.¹ Darin kommt Bettina Brinkmann-Schaeffer zu dem Schluss, dass „der Kinobesuch bzw. das Filmerlebnis ... [im] Prozess von Religionsfindung und -bildung ein entscheidender Faktor“² ist. Anhand von Hollywood-Filmen wie z.B. *König der Löwen* (USA 1993) und *Forrest Gump* (USA 1993) weist die Autorin nach, dass „sich in der subjektiv-assoziativen Ausdeutung und selektiven Aneignung selbstbedeutsamer (und z.T. Letztinstanzliches zum Vorschein bringender) Filmgehalte auch eine Generierung von Religion bzw. eine produktive Artikulation religiöser Gestimmtheit erkennen lässt“³. Die interdisziplinäre Untersuchung zum „Film als Medium und Sinnwelt“⁴ gipfelt in der These, dass weder ein Film noch die Bibel an sich religiös ist. Beide sind in den Augen von Brinkmann-Schaeffer Medien. Beide versteht die Autorin als „Foren religiöser Erschließungsprozesse“. Religiös sollte ihres Erachtens immer nur dasjenige genannt werden, „was sich in der Relation, in demjenigen Gebrauch, den der Mensch von einem Medium macht, einstellt! Für den einen mag daher die Kirche (oder ein von der institutionalisi-

sierten Religion bereitgestelltes Forum bzw. Objekt) ‚sein‘ Medium sein, für den anderen aber ist es – der ‚Film‘!⁵

Kino statt Kirche? Man sollte den Thesen von Brinkmann-Schaeffer ebenso offen wie kritisch begegnen. Es lohnt, die Perspektiven der Autorin auszuprobieren und ihr hermeneutisches Vorgehen angesichts populärer Filme aufzugreifen. Was den Religionsbegriff angeht und das Verhältnis von *Film* und *Religion*, wird man vor der Folie christlicher Theologie engagierte Rückfragen stellen müssen.

Die Studie *Kino statt Kirche?* trifft den Nerv der Zeit. Denn beide, Kino und Kirche, sind angesichts der Entwicklungen in Moderne und Postmoderne zu verstehen als Teilnehmer ‚am globalen kulturellen ‚Marktgeschehen‘. Auf dem Forum der Kulturen [und der Sinnangebote] wetteifern sie um Beachtung und Akzeptanz.“⁶ Das Kino ermöglicht individualisierte Zugänge zu säkularisierten Religionsformen frei von sozialen Bindungen. Das Kino, so Georg Seeßlen, „ist ein Tempel für einen unbekanntem Gott, für Götter auf der Durchreise sozusagen, die nicht einmal ihre Namen hinterlassen.“⁷ Was hat es mit dem Kino als Kultort auf sich?

1.1 Kultort Kino

Das Kino war und ist *der* genuine Erlebnisraum des Films, der originäre Ort der „siebten Kunst“. Zwar ermöglichen technische Errungenschaften wie Fernsehen, Computer, Video- und DVD-Abspielgeräte die Rezeption laufender Bilder auch im heimischen Wohnzimmer. Doch insbesondere wegen des mehrdimensionalen Erlebnischarakters ist und bleibt das Kino die eigentliche Abspielstätte für den Film.

Das Kino kann auf vielerlei Weise erlebt und gedeutet werden. Es fungiert als Emotions- und Identitätsmaschine, als Spiegel des Zeitgeistes und als Dialograum für rege Zwiegespräche zwischen Kultur und Filmwirtschaft, zwischen Publikum und Filmmachern. Das Kino ist der Ort, „in dem sich die Gesellschaft selbst erfährt und versteht,

ja in dem sie sich behandelt“⁸. Darüber hinaus fällt es „gewiss nicht schwer, im Kino eine Art Fortsetzung oder zumindest Parodie auf einen religiösen Kultraum zu sehen“⁹. Ohne näher auf filmische Inhalte eingehen zu müssen, lässt sich ein Zugang zum „Kultort Kino“ durchaus vom Raumkonzept her und mit Hilfe religionsphänomenologischer Sichtweisen entfalten.¹⁰

In jeder Religion kommt dem Umgang mit Raum eine zentrale Bedeutung zu. Elementare Unterscheidungen und fundamentale Grenzziehungen sind erforderlich – in Theorie und Praxis. Dichotomien wie Gott und Mensch, sakral und profan, rein und unrein sind zu verräumlichen; sie beeinflussen und prägen das Raumkonzept von Kultstätten (und Kirchen). Wird z. B. ein sakraler Bereich aus dem profanen ausgegrenzt und zum heiligen Bezirk, herrscht in diesem Bezirk eine eigene Logik, die sich deutlich von der Rationalität des Alltags unterscheidet. „Handlungen, die in diesem sakralen Raum stattfinden, haben eine genaue und strenge Ordnung, die Liturgie, von der nicht abgewichen werden darf. Der heilige Bezirk ist in sich selber noch einmal unterteilt und stellt eine Ineinanderschachtelung von Räumen dar. Die strenge Ordnung deutet darauf hin, dass es in diesem Raum um etwas Gefährliches geht. Die ausgegrenzten heiligen Räume sind darum rein äußerlich als solche erkennbar.“¹¹ Das gilt auch für das Kino, wo mit schrecklichen und schönen Bildern der heilige Schauer, das *tremendum et fascinatum* erzeugt wird. Die Architektur alter Lichtspiel-Theater demonstriert und begrenzt ebenso eine eigene, abgesonderte Welt wie die Raumgestaltung ehemaliger Schachtelkinos und der Baustil futuristisch anmutender Multiplexe. Auch im säkularen, rein kommerziell ausgerichteten Kölner „Cinedom“ – *nomen est omen!* – findet man die Einteilung von Bezirken und entsprechend fundamentale Grenzziehungen.

Das Betreten eines Kinos, der Eintritt in die Vor- oder Wartehalle markiert das erste Überschreiten einer Grenze. Straßenlärm und Alltag bleiben hinter der Eingangstür zurück, man taucht ein in ein Ambiente, das

bisweilen postmodern, mitunter auch anti-
quiert anmutet. Mag sein, dass man auf
gläserne Aufzüge, riesige Rolltreppen, kathed-
ralartige Hallen und sternbeglänzte Kup-
peln trifft. Mag sein, dass veraltetes Dekor,
roter Samt und schwere Vorhänge von
längst vergangenen Zeiten künden. Der Ein-
tritt in den Kinosaal – vorbei am Kontrolleur,
ehemals auch Platzanweiser – stellt eine
weitere Grenzüberschreitung dar. Von der
Vorhalle aus gelangt man in einen dunklen
Raum.

Die Leinwand ist der wichtigste Raumtei-
ler des Kinos. Ihre Funktion ist vergleichbar
mit der einer Ikonostase, der Bilder- resp.
Ikonenwand in christlich-orthodoxen Kir-
chen. Die Ikonostase „trennt den als numi-
nos erlebten Altarraum vom Kirchenschiff,
bildet ... die Trennlinie zwischen himmli-
scher und irdischer Welt.“¹² Aufgabe von
Ikonen ist es, „in einen anderen Bereich der
Wirklichkeit hinüberzuführen. Die abgebil-
deten Gegenstände auf ihr bedeuten nicht
das, was sie darstellen, sondern schaffen
eigene Zeichensysteme und Assoziationszu-
sammenhänge, die es dem Betrachter ermög-
lichen, hinter der sichtbaren Wirklichkeit
eine andere zu entdecken und dann vermit-
tels der Ikone auch aufzusuchen. Eine Ikone
schaut man also nicht einfach nur an, son-
dern man schaut durch sie hindurch auf eine
andere Wirklichkeit hinein sein. Sie steht
genau an der Grenze zwischen beiden Wirk-
lichkeiten, sie trennend und verbindend.“¹³
Diese Symbolfunktion übernimmt im Kino
die Leinwand.

Die „Ikonostase der laufenden Bilder“
trennt und verbindet. (Keinesfalls repräsen-
tiert sie die Summe orthodoxer Theologie.)
Einerseits markiert die Leinwand die Grenze
zwischen den Welten vor und hinter ihr. Sie
trennt mimetische und empirische Welten,
grenzt das Geschaute vom Schauendem ab.
Indem sie den „mimetischen Spalt“¹⁴ offen-
hält, wirft sie Zuschauer und Zuschauerin-
nen immer wieder auf sie selbst zurück –
möglicherweise bereichert mit authentischen,
poetischen Bildern, mit belebenden

Bildern „hinter“ den Bildern und mit bewe-
genden Gedanken, die zwischen den Bildern
hervorgerufen werden. Andererseits verbind-
et die Leinwand Fiktion und Realität. Sie
vermittelt zwischen äußeren und inneren,
zwischen vordergründigen und tiefergehen-
den Bildern. Die Leinwand baut Brücken
zwischen Schein und Sein, zwischen Illusio-
nen und Seh(n)süchten, die zu unterschei-
den, aber nicht zu trennen sind. Durch
Grenzüberschreitungen vom Kinoraum in
den imaginären Filmraum wird es dem
Publikum temporär möglich, den Alltag zu
überschreiten und „anders zu sehen“. Zum
einen eröffnet die Leinwand „neue, unge-
ahnte visuelle Erlebnisse als Erweiterung der
begrenzten Alltagswahrnehmung“¹⁵. Zum
anderen wird auf der Leinwand ein zumeist
klar überschaubarer Kosmos erlebbar, der
„die unübersichtliche Realität [des Alltags]
mit ihren bedrohlichen, ungelösten Proble-
men“¹⁶ kurzfristig vergessen lässt. Auch auf
diese Weise, so der Filmbeauftragte der EKD,
„übernimmt das Kino Funktionen, die tradi-
tionell im religiösen Kult angesiedelt sind.“¹⁷

Es mag an der zitierten Konkurrenzsituati-
on liegen und am ungeklärten „Verhältnis zu
den eignen Bildern und zur eignen
(mangelnden?) Bildhaftigkeit“¹⁸, dass das
Kino in katholischen, in kirchlichen Kreisen
keinen leichten Stand hat. Die Skepsis
gegenüber dem Kino wird zudem durch die
Konkretheit und Sinnlichkeit der Filmbilder
genährt. Sie verweigern sich „weltflüchten-
der Spiritualisierung“ und fordern die Theo-
logie in ihren intellektuell abstrakten Aus-
drucksformen heraus.

Hinzu kommt: Die Anfänge des Films sind
eng verbunden mit Cafés und Jahrmärkten.
Dieser „Stallgeruch“, so scheint es, haftet
dem Medium nach wie vor an: In den Augen
vieler Katholiken ist das Kino ein dunkler,
manchmal gar anrühriger Ort der reinen
Schaulust, des billigen Vergnügens und der
puren Zerstreung. „Kann von dort etwas
Gutes kommen?“ Emsige, nahezu propheti-
sche Bemühungen einiger weniger, die posi-
tiven Seiten des Kinos hervorzuheben, kön-
nen nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich
die große Mehrheit in Gemeinden, im Kle-

rus und in Lehrkörpern immer noch schwer tut mit den bewegten und bewegenden Bildern, die scheinbar nur Emotionen schüren, von der Realität ablenken und Scheinwelten vorgaukeln.

1.2 Scheinwelt Kino?

Am 21. Oktober 2000 begann der Drogenkrimi um Fußballtrainer Christoph Daum. Eine Expertise des Kölner Instituts für Rechtsmedizin aufgrund einer Haaranalyse brachte beachtliche Folgen mit sich – nicht nur in der Medienwelt. Im Film *Gattaca* (USA 1997) ist derlei bereits Alltag: Eine Frau lässt ein einzelnes Haar ihres Kollegen in einem der eigens dafür eingerichteten Labors untersuchen. Innerhalb kurzer Zeit erfährt sie alles über Gesundheit und Lebenserwartung des Mannes. Sie habe einen guten Fang gemacht, ruft man ihr nach.

Darüber hinaus führt *Gattaca* exemplarisch vor Augen, welche Konsequenzen Genmanipulation und therapeutisches Klonen auf Dauer mit sich bringen können: Eine Welt, in der normal Geborene als „Invaliden“ bezeichnet werden und als „Gotteskinder“, da ihre Zeugung dem reinen, laut *Gattaca* unmenschlichen Zufall überlassen wurde. Die ebenso aktuelle wie brisante Thematik macht Andrew Niccols erste Regiearbeit zu einem bedenkenswerten Film, der sich einer spirituellen Relecture keineswegs verschließt. Im Gegenteil! Ein Insert zu Beginn des Films lädt dazu ausdrücklich ein: „Stieh an die Werke Gottes, denn wer kann das gerade machen, was er krümmt? (Prediger 7,13)“

Auf der Suche nach „gottdurchlässigen“ Filmen wird man *Die Truman Show* (USA 1998) nicht übersehen können. Der seinerzeit publikumswirksame Film stellt den Versicherungsangestellten Truman Burbank ins Zentrum des Geschehens. Truman (*true man* – der wahre Mensch!) lebt von Geburt an und ohne sein Wissen in einer gigantischen Studiokulisse, die ihm als reale Welt erscheint. Trumans Worte und Taten werden täglich 24 Stunden live gesendet und seit

mehr als dreißig Jahren von einem Millionenpublikum im Fernsehen verfolgt. Der Regisseur der großen Seifenoper agiert in einem künstlichen Mond oberhalb der kleinen Welt des Titelhelden. Er tritt als Schöpfer auf, „der das Leben seines Geschöpf in die von ihm gewollten Bahnen lenkt. Er ist ein ‚Gott‘, der seinem Geschöpf zwar Glück, aber keine Freiheit schenkt.“¹⁹ Peter Weirs Film, Kinotip der katholischen Filmkritik, ist sowohl eine Reflexion über Gottesbilder als auch „eine Satire über die Macht der Medien, die immer stärker in die Privatsphäre des Einzelnen eindringen“²⁰. Folgerichtig erinnerte ein Artikel in der Süddeutschen Zeitung anlässlich des Medienrummels um die Schwangerschaft von Jenny Elvers an *Die Truman Show*: So wie im Rahmen der scheinbar endlosen Seifenoper verschiedene Firmen das rund um die Uhr verfilmte Leben des Titelhelden für Product Placement nutzen, so hieß es kurz vor Weihnachten in der BILD-Zeitung „nun allen Ernstes: ‚Die Deutsche Telekom und NET900 präsentieren ihn [Klein-Alex, den kommenden Sohn von Jenny Elvers] heute exklusiv in BILD-online.‘ Dazu sieht man insgesamt siebenmal das Logo der 3-D-Ultraschall-Firma aus Österreich, das man eigentlich einfachheitshalber dem Fötus gleich eintätowieren könnte – da sind noch jede Menge Werbeflächen frei.“²¹

Beide Beispiele belegen: Mitunter sind Spielfilme ihrer Zeit voraus. Manchmal holt die Gegenwart die Zukunftsbilder ein, bisweilen folgt die Realität den visionären Scheinwelten des Kinos. Das ist faszinierend und erschreckend zugleich.

1.3 Schatzkammer Kino

„Filme erzählen genauer und vielschichtiger ihre Gleichnisse über den Menschen in der modernen Gesellschaft, als es alle kirchlichen und religiösen Deutungsversuche je vermögen. Bilder von Glück und Unglück, vom Begehren und von der Gewalt, von Sexualität und Aggressivität werden zum Faszinosum für die Zuschauenden, die sich unter versteckten Tränen oder im lauten

Lachen auf der Leinwand wiederentdecken. Wenn Kirche etwas über die Sehnsüchte und die Träume, die Ängste und die Freiheit des modernen Menschen erfahren will, muss sie ins Kino gehen.⁴²²

Nachfragen bei Fortbildungen mit Religionslehrern und -lehrerinnen, mit Pfarrern und pastoralen Mitarbeiterinnen ergeben jedoch, dass die Angesprochenen nur selten den Weg ins Kino finden. So erklärt sich, dass die Früchte des Kinos im Hinblick auf die Vermittlung christlichen Glaubens kaum ausgekostet werden. (Am ehesten kommen Kurzfilme und Sequenzen aus Spielfilmen im Religionsunterricht zum Einsatz. Bisweilen werden laufende Bilder in Veranstaltungen der theologischen Erwachsenenbildung vor Augen geführt, sporadisch im Rahmen der Pastoral.)

Darüber hinaus wird verständlich, dass *Leben in einer Schachtel* (Italien 1967) und *Stufen* (Polen 1969) Jahr um Jahr zu den *Top Ten* der Filme zählen, die in katholischen Medienzentralen ausgeliehen werden. Nichts gegen diese Form der Tradition. Nichts gegen die beiden ambitionierten und sinnträchtigen Kurzfilme, die schon zur Schulzeit des Verfassers zum Einsatz kamen. Doch drängen sich angesichts der Ausleihstatistiken Fragen auf: Haben in den vergangenen dreißig Jahren in der Welt, im Kino und in katholischen Medienzentralen, haben in puncto Medienrezeption bei Lehrern und Lehrerinnen, bei Pfarrern und Kaplänen, bei Gemeindeferenten und Pastoralreferentinnen keinerlei Entwicklungen stattgefunden? Anders gewendet: Wer kennt *Ernst und das Licht* (Dänemark 1996), führt den Kurzfilm im Kontext der Ministrantenpastoral vor und stößt damit Reflexionen über das christliche Verständnis von Advent an? Wer nutzt *Bob's Birthday* (Kanada 1993) im Rahmen von Ehevorbereitungseminaren und im Gesprächskreis der Männer? Wer greift anlässlich eines Einkehrtags zu Themen wie *Gebet* und *Gottesbilder* auf Sequenzen zurück aus *Breaking the Waves* (Dänemark 1996) und aus *Die Truman Show*? Wer gestaltet mit *Babettes Fest* (Dänemark 1986/87) einen der obligatori-

schen Abende für die Eltern von Kommunionkindern? Wer geht in der Firmvorbereitung über den Einsatz des Klassikers *Jesus von Montreal* (Kanada 1989) hinaus? Wer betrachtet bei einer Bibelarbeit mit Lektorinnen und Lektoren Ausschnitte aus *Dead Man Walking - Sein letzter Gang* (USA 1995)? Wer wagt gar den Einsatz bewegter und bewegender Bilder im Rahmen von Gottesdiensten?

Viele ungehobene Schätze funkeln auf Kinoleinwänden und in katholischen Medienzentralen auf dem Grunde z.T. computergestützter Kataloge. Sie warten auf Entdeckung, auf Entleihe und Einsatz, damit, um nur einige Aspekte zu nennen, Sehen und Wahrnehmen geschult, die Gegenwartskultur vor der Folie jüdisch-christlicher Tradition gedeutet wird und Menschen um Gottes willen miteinander ins Gespräch kommen.

Wie das geschehen kann, soll mit dieser Artikelserie verdeutlicht werden. Sie will Filme nennen und empfehlen, darüber hinaus Anregungen vermitteln, Ideen und Praxisbeispiele vorstellen. Dabei dient das Kirchenjahr als Grundlage für die Filmauswahl. Denn immer wieder reflektiert es dramaturgisch geschickt die Stoffe, auf die auch große Kinofilme zurückgreifen: Leiden und Scheitern, Sehnsucht und Erlösung.

2. Bilder und Worte von Buße und Versöhnung

Vierzig Wochentage und sechs Sonntage vor Ostern dienen der Vorbereitung auf das große Fest. Landläufig ist die Rede von Fastenzeit, womit jedoch ein Element überbetont und isoliert wird. Die offiziellen Texte verwenden auch den Begriff „österliche Bußzeit“. „Quadragesima“, der lapidare lateinische Terminus, ist der biblischen Symbolik näher. Er zielt ab auf die 40 Tage und Nächte der Sintflut, erinnert an den 40jährigen Wüstenzug Israels und an Jesu 40 Tage und Nächte in der Wüste. „Es handelt sich immer um eine Zeit der Läuterung, der Buße und Vorbereitung auf Gottes Offenbarung,

Heilsgeschehen, Heilsvorkündigung.²³ Grund-
sinn der Quadragesima ist die Vorbereitung
auf die Feier des Pascha-Mysteriums. Dazu
dienen sowohl Tauferinnerung oder -vorbe-
reitung als auch Buße und Versöhnung.

Mit Hilfe von ausgewählten Filmen und
Filmsequenzen kann man sich dem zuletzt
genannten Aspekt durchaus nähern. Das
Kino ist kein Ort der Katechese. Dennoch
findet man dort wortreiche, aber auch ruhi-
ge, meditative Bilderfolgen, die einerseits
Zugänge ermöglichen, andererseits Vertie-
fungen dessen initiieren können, was christ-
lichem Verständnis nach unter Buße und
Versöhnung zu verstehen ist.

Die Thematik wird in Filmen auf recht
unterschiedliche Weise inszeniert – mal
mehr, mal weniger anspruchsvoll. Zumeist
trifft man sie in Dialogen an. Seltener dient
das Thema als Rahmen einer längeren Film-
handlung oder eines gesamten Films. Das
Thema *Buße und Versöhnung* zeigt sich aber
auch in Sequenzen, die weniger mit Worten
denn mit Bildern, kaum mit diskursiven,
aber um so mehr mit präsentativen Symbo-
lismen zum Ausdruck bringen, was menschl-
iches Leben zutiefst berührt, umtreibt und
prägt.

2.1 *Humorvolle Dialoge und ernsthafte Dispute über Buße und Beichte*

Anfang der 90er Jahre zählt *Sister Act –
Eine himmlische Karriere* (USA 1992) zu den
Kassenschlagern des Kinos.²⁴ Daneben fun-
giert der Film – bei allen Abstrichen – als
kostenlose Öffentlichkeitsarbeit für katho-
lische Anliegen und Positionen: Kloster als
Asyl, Kirche als reformfähige Institution,
Musik als belebendes Element in Gottes-
diensten usw. Darüber sprach man, davon
träumt man – auch heute noch.²⁵

In *Sister Act* wird die farbige Nachtclub-
sängerin Deloris Van Cartier zum Schutz vor
dem Gangsterboss Vince LaRocca von der
Polizei in einem Nonnenkloster versteckt.
Dort bringt sie den bis dahin schwachen
Chor in Schwung, woraufhin sich die Kirche
bei Gottesdiensten wieder füllt. Das ist auch

dem Papst einen Besuch (und einen Auftritt)
wert. So weit der Plot, das Erzählgerüst des
Films.

Kurz nach dem Titelvorspann der Komö-
die, die laut Stellungnahme der Katholi-
schen Filmkommission für Deutschland
nicht „sonderlich spannend, aber gefällig
und mit leichter, augenzwinkernder
Komik“²⁶ erzählt wird, erlebt man einen
kurzweiligen Schlagabtausch zwischen
Gangster und Sängerin. Die knapp zwei-
minütige Sequenz²⁷, der pfliffige, wenn auch
in punkto Moral keineswegs vorbildhafte
Disput wird geprägt vom Agieren der
Kinostars: Whoopi Goldberg und Harvey
Keitel. Man weiß noch nicht viel über deren
Rollen, und so wird man auch nicht viel
vorweg erzählen müssen, wenn man die
sechzehn Einstellungen zu Beginn einer
Gesprächsrunde in der Gemeinde oder im
Religionsunterricht an einer Berufsschule
vorführen möchte.

Mitten im Spielerparadies Reno, „the
biggest little city in the world“. Die Kamera
schwenkt abwärts auf einen Esstisch. Man
sieht Deloris Van Cartier, nur leicht beklei-
det. Mit ihr vor dem Spiegel steht Vince
LaRocca, der sich sein Unterhemd über-
streift. (Damit ist schon einiges „gesagt“!)
Man hört den folgenden Dialog.

Deloris: „Na, ich schätze, es wird nichts
mehr mit dem Essen.“ Vince: „Dein nächster
Auftritt ist in zwanzig Minuten.“ Sie: „Du
hast mir noch nicht gesagt, was... [Deine
Frau] gesagt hat.“... Er: „Ha, Süße, du bist so
heiß.“ „Ja, und du so verlogen. Du hast es ihr
nicht gesagt, oder? Ich wusste, du hast es ihr
nicht gesagt. Ich wusste, Du traust Dich
nicht. Ach!“

Vince: „Ich will, dass wir beiden zusam-
menbleiben.“ „Hm.“ „Ich will, dass wir ein
ehrliches und anständiges Verhältnis haben.
Ja, das will ich. – Ich war heute beichten,
Süße.“ Sie: „Du warst beichten, 'ne richtige
Beichte ablegen?“ Vince: „Ja, wo du auf den
Knien rumrutschst und dem Priester Deine
Geheimnisse verrätst. Weißt Du, dass ich
das für uns gemacht habe, Babe. Ich habe
dem Pater erzählt, dass ich verliebt bin, und
dass das 'ne besondere Liebe ist, eine Liebe

für alle Zeiten, die ich nie aufgeben will.“ Deloris: „Und was hat er gesagt?“ „Dass ich für alle Ewigkeit in der Hölle brate, wenn ich mich scheiden lasse. – Reich mir die Schuhe, Zuckerpuppe!“

Darauf sie: „Oh du! Oh nein. Du kannst Dir deine verdammten Schuhe selber suchen. Sag mir, was das bedeutet! Heißt das: Nein? Sag mir, heißt das: Nein?“ Er: „Nein.“ „Sag mir die Wahrheit!“ Vince: „Nein, nicht nein, nur nicht jetzt!“ Darauf Deloris: „Geh einfach! Okay?! Geh!“ Vince entgegnet ihr: „Du kannst doch nicht verlangen, dass ich gegen einen Priester ungehorsam bin und exkommuniziert werde. – [Er trommelt mit dem Besteck auf seinem Teller.] Okay. Ich esse, was Du gemacht hast. Wenn’s Dir darum geht.“ Deloris bleibt konsequent: „Nein. Nein. Es geht nicht darum, bloß darum, dass du verschwindest. Aaah! Gute Nacht!“ Vince macht sich auf: „Ich ruf’ Dich an.“ Schnitt.

Seinen Witz bezieht der Filmausschnitt aus den Klischees, deren er sich bedient. Nähme man die Worte aus *Sister Act* für bare Münze, dann wäre Beichten nicht ohne Körperübungen möglich, dann erschienen Priester immer noch als diejenigen, die Verdammung ankündigen und Ungehorsam mit Exkommunikation abstrafen (können). Ob und wie viel die wiedergegebene Sequenz mit der aktuellen Realität oder mit der Vergangenheit in deutschen Kirchen zu tun hat, darüber lässt sich möglicherweise kaum streiten, aber durchaus ins Gespräch kommen. Und darum geht es!

Das zitierte Beispiel soll auch verdeutlichen: Das Vorführen einer Filmsequenz ersetzt nicht das Gespräch und die Auseinandersetzung mit den Bildern und Worten. Im Gegenteil! Die zwei Minuten aus *Sister Act* führen keineswegs komprimiert das vor, was man an Essentials über Buße, Beichte etc. wissen muss. Das Kino hat nicht den Anspruch, das Publikum schlau zu machen, Zuschauer und Zuschauerinnen mit Faktenwissen und klaren Statements zu entlassen. In erster Linie wollen Filme bewegen und animieren. Dafür stehen ihnen viele Register zur Verfügung – drastische Bilder und Wort-

folgen voll subtiler Ironie, um nur zwei zu nennen.

Filme artikulieren Themen, reißen diese oft auch nur an. Sie tun dies nicht ohne Option, welche in einem späteren Stadium des Filmgesprächs kritisch zu hinterfragen ist. Zuvor und als erstes aber ist beim Austausch in einer Gesprächsrunde vom emotionalen Erleben der Zuschauerinnen und Zuschauer auszugehen. Die entsprechenden Fragestellungen lauten: Wie habe ich den Filmausschnitt erlebt? Wie ist es mir in den zwei Minuten ergangen?

Männer, aber auch Lehrerinnen neigen an dieser Stelle mitunter dazu, schon etwas Intelligentes von sich zu geben, etwa derart: „Die Sequenz ist eine visualisierte Fassung dessen, was Paul M. Zulehner in seinem Buch...“ Darum geht es an dieser Stelle – noch – nicht. (Darauf müssen Moderatorinnen und Gesprächsleiter achten. Gegebenenfalls müssen sie intervenieren und nochmals fragen: Wie haben Sie die Filmsequenz *erlebt*? Welche Worte, welche Bilder haben Sie, um nur einige Möglichkeiten zu nennen, erheitert oder geärgert? Was hat sie fasziniert, gelangweilt oder nachdenklich gemacht?)

Zu diesem Zeitpunkt des Filmgesprächs darf und soll Raum sein für die Artikulation unterschiedlicher Gefühle und Erlebnisweisen. Ein großes Spektrum mag sich eröffnen: Von Begeisterung kann die Rede ebenso sein wie von Ärger und Ablehnung. Worüber der eine herzlich lacht, mag für die andere Anlass sein, sich unwohl zu fühlen. Was die eine traurig oder nachdenklich stimmt, kann einen anderen erleichtern oder erheitern.

In der ersten Gesprächsrunde ist es eminent wichtig, dass die unterschiedlichen Erlebnisweisen der Teilnehmer und Teilnehmerinnen sukzessive artikuliert werden (können). Sie sollen weder kommentiert noch zensiert werden. Keinesfalls geht es um Argumente. Niemand ist davon zu überzeugen, dass sein Humor zu wünschen übrig lässt; niemandem ist zu beweisen, dass „die Kirche“ das ganz anders sieht.

Filme verbinden (und trennen). In der ersten Gesprächsphase steht das Anliegen,

einander mitzuteilen, im Vordergrund. Gegebenenfalls geschieht dies in Klein- oder Summgruppen. Es geht um die Möglichkeit und die Notwendigkeit, dass sich jeder und jede, wenn auch nur kurz, einbringt. Das verbindet – wie die gemeinsame Filmrezeption. Die Fragestellung ist relativ einfach; man kann nichts falsch machen. Man muss nichts Schlaues artikulieren, kann auf das eigene Erleben zurückgreifen – egal ob Professor oder Putzfrau, ob Theologin oder Taxifahrer. Stellt man die verschiedenen Aussagen unkommentiert in die Mitte, bildet sich ein wichtiger Fundus für das weitere Gespräch. Ersichtlich wird, ob und wie ein Film(ausschnitt) funktioniert und das Publikum bewegt. Deutlich wird zudem, dass alle an denselben Bildern und Worten teilhaben konnten, diese aber dennoch unterschiedlich rezipieren. Nicht nur der Film, auch der einzelne Gesprächsteilnehmer gewinnt in der ersten Runde ein wenig an Profil. Achtet man sorgfältig auf die Einhaltung der Gesprächsregeln, wird den Teilnehmerinnen überdies deutlich: Ich kann hier so sein, wie ich bin. Das ist wichtig, insbesondere wenn Menschen einander erstmals begegnen. Die Gefühle anderer zu respektieren, einander an- und zuzuhören, das sind Werte, die es auch in christlichen Gemeinden immer wieder einzuüben und zu realisieren gilt.

Wenn die erste Runde abgeschlossen ist, kann man sich dem vorgegebenen Thema zuwenden und ausgehend vom Filmbeispiel konkret fragen: Wie habe *ich* die Institution Beichte bisher erlebt? Was habe ich davon gehört? Schließlich mag man miteinander klären: Worum geht es in der Beichte? Was davon spricht der Film an, was nicht? Welches Fünkchen Wahrheit wird in *Sister Act* artikuliert? Was verschweigt der Filmausschnitt, was lässt er außer Betracht? Was hat es mit der Beichte christlichem, katholischem Verständnis nach auf sich?

Der Film liefert keine oder nur kaum Antworten. Die Beantwortung offener Fragen ist Aufgabe der Gesprächsteilnehmer, nicht zuletzt die eines Experten oder einer Expertin. Diesen Part können auch Gesprächsleiterin oder Moderator übernehmen; möglicherwei-

se füllt eine Referentin oder ein Fachmann diese Rolle aus.

Einen anderen Einstieg in die Thematik, eine weitere Gesprächsanregung in punkto „Sinn und Zweck von Beichte(n)“ findet man in *Jesus von Montreal* (Kanada 1989).²⁸ Der „vielleicht ... unterhaltsamste aller bisherigen Jesus-Filme“²⁹ handelt davon, dass ein junger Schauspieler namens Daniel überraschend die Möglichkeit erhält, das jährlich über den Dächern von Montreal stattfindende Passionsspiel („Der Weg des Kreuzes“) in einer modernisierten Fassung aufzuführen. Nach der Premiere kommt es wiederholt zu Auseinandersetzungen zwischen Daniel und seinem Auftraggeber, Pater Leclerc, später auch zu folgendem Disput, der von einer Frau (Constance) beobachtet wird.³⁰

„Waren Sie schon mal in dieser Kirche“, fragt der Pater, „ich meine sonntags, wenn sie voll ist? Haben Sie sie schon mal gesehen, die Putzfrauen aus Haiti, die Flüchtlinge aus Guatemala, die abgeschobenen Alten? Das Elend der gesamten Welt findet sich in dieser Kirche ein. Diese armen Kreaturen, die wollen nicht informiert werden über die Entdeckungen der Archäologie im Nahen Osten, die wollen hören, dass der Sohn Gottes sie liebt. Das ist alles.“ Daniel entgegnet ihm: „Aber das ist vielleicht kein Grund, ihnen Plastik-Jesus-Figuren aus Taiwan und den Heiligen Joseph als Öfläschchen zu verkaufen!“ Der Pater ist immer noch verärgert und gibt zu verstehen: „Dieser Jesus ist weitaus billiger als das Poster von einem Rock-Star. Und sind Sie sicher, dass geweihtes Öl weniger wirksam ist als Koks für hundert Dollar das Gramm? Hören Sie: Es gibt Leute, die haben für eine kostspielige Psychoanalyse kein Geld. [Er öffnet die Tür eines Beichtstuhls.] Die sitzen sonntags hier, um zu hören: Gehet hin in Frieden, Eure Sünden sind Euch vergeben. Das hilft ihnen. Ein wenig nur, aber das hilft. Jeden Sonntag werde ich berührt von Einsamkeit und Krankheit, von Wahnsinn.“ Schnitt.

Die Sequenz währt nur anderthalb Minuten. Sechs Schnitte, dann ist dieser Teil des Disputs vorbei. Das ist vorteilhaft: Man muss sich Bildern und Worten nicht allzu

lange zuwenden. Im Anschluss bleibt genügend Zeit für die Kommunikation über das Gesehene und Gehörte. Trotz der zeitlichen Kürze werden mehrere Themen angesprochen: „Kirche und Kitsch“, „Intellektualisierung von Predigt und Gottesdiensten“, aber auch „Sündenvergebung“. Nicht zuletzt geht es im zitierten Filmausschnitt um das Themen- und Praxisfeld „Heil und Heilung“. Weiterführende Fragen nach dem ersten Rundgespräch können sein: Welchen Stellenwert hat das Geschehen im Beichtstuhl für Pater Leclerc – und für *mich*? Was geschieht dort im einzelnen und grundsätzlich? Was sind Folgen einer Beichte, was sind *meine* Erfahrungen in dieser Hinsicht?

Zugegeben, die Fragen zielen auf recht intime Erfahrungen ab. Generell wird man behutsam mit ihnen vorgehen, sie möglicherweise auch unterlassen in Kontexten, in denen Abhängigkeit eine Rolle spielt wie z.B. im Religionsunterricht, vielleicht auch wenn Firmbewerber und -bewerberinnen nur ihrer Eltern wegen Katechesetreffen absitzen.

Anders bei Glaubensgesprächen und in Gesprächskreisen, sei es mit Kommunionhelferinnen und -helfern, sei es im Rahmen von Exerzitien im Alltag. Der Reiz des Zusammenkommens kann doch gerade darin bestehen, den Versuch zu wagen, sich offen und ehrlich auszutauschen über den Stellenwert und über Formen von Buße und Versöhnung in Freizeit und Beruf, in Gemeinde und Gesellschaft. Da in Deutschland Ideal und Realität weit auseinander klaffen, was die Teilnahme katholischer Christen an sakramentalen Feiern von Buße und Versöhnung anbelangt, mag man auch miteinander bedenken, was in einer Gemeinde durch Liturgie und Diakonie, durch Zeugnis- und Gemeinschaftsformen in dieser Hinsicht tradiert, wozu ermutigt und was verhindert wird.

Um es überspitzt auszudrücken: Ziel von derlei Zusammenkünften ist doch nicht, Katechismuswissen refrainartig zu rekapitulieren. Es geht vielmehr darum, das je eigene Leben im Lichte des Evangeliums zu deuten und „das verwandelnde Geschenk der Aga-

pe“³¹ im eigenen Leben immer neu zu entdecken. Dazu, zumindest für den Aufbau von Beziehungen, vielleicht aber auch für mehr, mag der Einsatz eines Filmes, der (scheinbare?) Umweg über einen Filmausschnitt hilfreich sein.

Ergänzend sei bemerkt, dass ausgehend von der Sequenz aus *Jesus von Montreal* auch ein Austausch unter Priestern denkbar ist, z.B. im Rahmen einer Recollectio, beim Treffen mit Kurskollegen oder anlässlich einer Fortbildung zum Thema Sakramentenpastoral. Manchem mag es ähnlich ergehen wie Pater Leclerc. Manch einer erlebt es als Belastung, dass er allein ist und bleibt mit all dem, was ihm im Beichtstuhl zu Ohren kommt und zu Herzen geht. Es ist durchaus möglich und hilfreich, in einem offenen Gespräch, ohne das Beichtgeheimnis zu verletzen, das zu artikulieren, was man als Priester vor, während und nach der Zeit im Beichtstuhl oder -zimmer erlebt.

Leitfragen für das weitergehende Gespräch (nach einer üblichen ersten Runde) könnten sein: Wie stimme ich mich ein auf diesen Dienst? Wie gestalte ich das sakramentale Geschehen, wie kann Gottes Barmherzigkeit in meinem Agieren spürbar werden? Wie werde ich meiner Rolle als „Beichtvater“ gerecht? Wann tue ich mich damit schwer? Wie verstehe ich meine Rolle – konkret? Welchen Pönitenten begegne ich gerne, bei welchen fällt mir die Begegnung nicht leicht? Welche Themen greife ich im Dialog gerne auf und spreche darüber ausführlicher? Wann und wo fühle ich mich überfordert oder inkompetent? Was tue ich, um das Geschehen im Beichtstuhl zu verarbeiten, um zu vergessen, um Abstand zu gewinnen? Was lasse ich an mich heran (als spirituelle Herausforderung), was besser nicht? Welche Formen der Psychohygiene stehen mir zur Verfügung, habe ich im Laufe der Zeit entwickelt? Welche Rituale, welche Formen der Nachbereitung sind für mich hilfreich? Was hat sich von dem, was ich im Seminar erlernt und gehört habe, auf Dauer als tragfähig erwiesen? Was kann ich Kollegen oder Neupriestern mit auf den Weg geben?

Der Fragenkatalog verschweigt nicht, dass im Kontext der Institution Beichtstuhl mit „menschlichen Tücken“ zu rechnen ist. Ähnlich wie in der Telefonseelsorge gibt es auch an diesem Ort sogenannte „Dauerkunden“. Sie versuchen, das Instrument weniger im ursprünglich vorgesehenen denn in ihrem Sinne zu nutzen – zu eigenwilligen Formen der Beziehungsgestaltung. Mancher Priester mag „ein Lied davon singen“ oder auch klagen über das Niveau von Pönitenten, die allwöchentlich dasselbe artikulieren, nur um da zu sein, wo ein Priester unweigerlich anzutreffen ist.

Dieses Phänomen, diese Kehrseite der Beichtpraxis nutzt der Film *Broken Silence* (Schweiz 1996) für den Beginn des *Set up*. In der Fachsprache von Drehbuchautoren bezeichnet man damit den Teil am Beginn eines Films, der dem Kinopublikum „Informationen [liefert] über die Welt, in der die Geschichte spielt, die Gesetze dieser Welt, die Machtverhältnisse und über die Person und die Lebenssituation des Protagonisten.“³² Konkret geschieht dies in *Broken Silence* dadurch, dass man zum Zeugen einer Begegnung im Beichtstuhl wird.

„Anna, wie oft soll ich es ihnen erklären, wenn sie nicht bereuen, kann ich ihnen keine Absolution geben.“ Sie entgegnet: „Aber ich liebe ihn, das kann keine Sünde sein.“ Der Priester: „Er ist nicht ihr Mann. Sie sind verheiratet. Ich kann mir das nicht jede Woche anhören. Draußen warten Leute! Sie sind nicht nur in Sünde, sie stehlen ihnen die Zeit.“ Sie gibt ihm zu verstehen: „Es kommt sowieso niemand. Ich brauch jemand zum Reden. Meinem Mann kann ich's nicht erzählen.“ „Ich bin kein Psychiater!“ antwortet der Priester. Die Frau kontert: „Das sollten Sie aber sein. Sie würden besser verdienen und der Bischof könnte ihnen egal sein.“ „Jetzt reicht's.“ So weit der größte Teil des Dialogs. Kurz darauf schaut der Priester auf seine Armbanduhr; die Frau sitzt ihm noch gegenüber. Dann klingelt das Handy des Priesters; der drückt den entsprechenden Knopf und wechselt einige Worte mit dem Anrufer. Spätestens an dieser Stelle wird herzlich gelacht.

Die zweite Sequenz von *Broken Silence* führt nicht nur ein in die Welt des Films, sie stellt auch eine Art Versicherung dar. Der Filmtitel, zu deutsch *Gebrochenes Schweigen*, lässt eine ernsthafte Geschichte vermuten. Die allerersten Bilder zeigen alte Stiche, ermöglichen Einblicke in eine Schreibstube und Ausblicke in die Schweizer Bergwelt. Dazu vernimmt man Sätze über Kartäuser und deren jahrhundertealte Tradition. All das „spricht“ für einen ruhigen, seriösen Film. Fünf Inserts folgen. Dann springt der Film nach New York und deutet an, dass bei aller Ernsthaftigkeit und Schwere mit heiteren Momenten und skurrilen Situationen zu rechnen ist. Dem ist auch so!

(Fortsetzung folgt)

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Brinkmann-Schaeffer, B.: Kino statt Kirche? Zur Erforschung der sinngebenden und religionsbildenden Kräfte populärer zeitgenössischer Filme. [Hermeneutica, Band 8] Rheinbach 2000.
- 2 Ebd. 231.
- 3 Ebd. 231.
- 4 Ebd. 52–57.
- 5 Ebd. 231.
- 6 Ammon, M.: Kleines Filmfeuilleton, in: Ders. / Gottwald, E. (Hg.): Kino und Kirche im Dialog, Göttingen-Zürich 1996, 9–18; hier: 16.
- 7 Seeßlen, G.: Sakralität und Blasphemie, in: Roth, W. / Thienhaus, B. (Hg.): Film und Theologie. Diskussionen, Kontroversen, Analysen. [epd Texte, Band 20] Frankfurt/M. 1989, 83–96; hier: 95.
- 8 Blothner, D.: Kino und Alltagskultur, in: forum medienethik 5 (1999) H. 1, 6–18; hier: 17.
- 9 Seeßlen, G.: Sakralität, 95.
- 10 Betrachtet man Raumaufteilung und Anordnung der Sitzplätze im Kino, nimmt man erhöhte Konzentration und „Andächtigkeit“ auf seiten des Publikums wahr, zudem ein gewisses Maß an Anonymität trotz gemeinsamen Gefeseltseins und bezieht man den Umstand mit ein, eine Kinoveranstaltung nicht verlassen zu können, ohne zu stören, dann bleiben Assoziationen an Gottesdienstfeiern in Kathedrale Kirchen nicht aus.
- 11 Neuhaus, D.: Die Leinwand als Ikone. Anmerkungen zur religiösen Dimension des Kinos, in: Kunst und Kirche 52 (1989) 20f; hier: 21.

- ¹² Fischer, H.: Die Ikone. Ursprung – Sinn – Gestalt, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1989, 202 f.
- ¹³ Neuhaus, D.: Leinwand, 21. Entsprechendes gilt für die Ikonostase. „Das kultische Geschehen spielt sich als ein vermittelndes Geschehen im ständigen Überschreiten jener Grenze ab, welche durch die Bilderwand symbolisiert wird. Das kultische Geschehen entspricht dem dogmatischen Grundsatz: Christus wurde Mensch, damit wir vergottet würden.“ Fischer, H., Ikone, 205.
- ¹⁴ Vgl. Gebauer, G. / Wulf, Chr.: Mimesis. Kultur – Kunst – Gesellschaft. [rowohlts enzyklopädie, Band 497] Reinbek bei Hamburg 1992; insbesondere: 431–437.
- ¹⁵ Schneider, W.: Über die Verführung des Auges. Theologische Anmerkungen zum amerikanischen Erfolgsfilm und seiner religiösen Semantik, in: Arns, A. / Cippitelli, Cl. (Hg.): Der Kinokassen-Knüller. Nur Geld, Gewalt und Gelächter? [Arnoldshainer Filmgespräche, Band 5] Frankfurt/M. 1988, 32–38; hier: 32.
- ¹⁶ Ebd. 32.
- ¹⁷ Ebd. 32.
- ¹⁸ Fürst, W.: Sakramentalität im Zeitalter der Virtualität. Entwicklung und nötige Erneuerung des Sakramentalen, in: Diakonia 31 (2000), 393–400; hier: 399.
- ¹⁹ Hasenberg, P.: Gott im Film. Eine Auswahlliste, in: Religion auf dem Markt der Medien. Gottvater als Thema des Mediensonntags 1999. [medien praxis. Grundlagen, Heft 12] hg. von der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, Referat Kommunikationspädagogik, Bonn 1999, 29–33; hier: 33.
- ²⁰ Hasenberg, P.: Gott, 33.
- ²¹ Althen, M.: Noch nicht von dieser Welt. Jenny Elvers, Bildzeitung und Telekom zeren ein Ungeborenes ans Licht, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 292 vom 19. 12. 2000, 14.
- ²² Schneider, W.: Gleichnisse des Lebens. Die „Jury der evangelischen Filmarbeit“ im Kontext von Theologie, Kirche, Film und Kultur, in: Ammon, M. / Gottwald, E. (Hg.): Kino, 54–68; hier: 59 f.
- ²³ Auf der Maur, H.: Feiern im Rhythmus der Zeit I. Herrenfeste in Woche und Jahr. [GDK 5] Regensburg 1983, 144.
- ²⁴ Das entsprechende Video kann in den Diözesanmedienstellen und Medienzentralen der (Erz-)Bistümer Hamburg [V 0332 (Kiel)], Köln [V 1318] und Osnabrück [VHS 507] unter den angegebenen Signaturen entliehen werden.
- ²⁵ Reinhold Jacobi, Leiter der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, bringt es auf den Punkt: Im Hinblick auf das geistliche Milieu gibt Sister Act „wenig an Information über modernes Ordensleben her oder über Probleme amerikanischer Seelsorger oder Frömmigkeitsformen. Der europäische Kinogänger katholisch-kirchlichen Interesses, der gleichermaßen Anspruch anmeldet gegenüber Kirche wie Kino, muss zunächst irritiert, wenn nicht pikiert sein. Die Botschaft, dass Selbstvertrauen Ungeahntes an Leistung beim einzelnen freisetzen kann, dass Gemeinschaft wärmt, dass etwas Schwung in der Kirche munter macht, scheinen allzu dünn und naiv zu sein. Wahrscheinlich ist es aber gerade diese Naivität, die uns inzwischen abgeht. ‚Sister Act‘ ist eine Art Kino-Märchen und präsentiert auch religiöse Menschen, denen sich das US-Kino in diesem Falle unerwarteter Weise zuwendet nach dem Motto: Warum nicht auch wieder einmal das katholische Milieu als Rahmen für eine softe Geschichte, in der das Gute belohnt und das Böse bestraft wird? Womit der Film für die ganze Familie vertretbar wird, da alle daran Beteiligten am Funktionieren dieses schlichten Grundmusters angesichts einer üblen Wirklichkeit interessiert sein müssen. Da mag manche Ordensfrau eben entzückt sein, wenn bekannte Songs ganz locker ins Religiöse umgewidmet werden ... wenn Rhythm'n Blues ein Gefühl vermittelt dafür, dass Lebendigkeit an der Kirchentür nicht abgestreift werden muss, wenn das Schwarz-Weiß der Ordenstracht als erfrischende Variante innerhalb der Farbigkeit oder Farblosigkeit des Alltagsmilieus erlebt wird. Man nehme ‚Sister Act‘ also nicht als Verunglimpfung kirchlichen Lebens – davon kann gar keine Rede sein –, aber auch nicht als tiefeschürfenden Beitrag über praktische Theologie und erst recht nicht als Highlight amerikanischer Komödien-Fantasie.“ Jacobi, R.: Sister Act – Eine himmlische Karriere, in: film-dienst 45 (1992) H. 24, 28.
- ²⁶ Abgedruckt in: film-dienst 45 (1992) H. 24, 28.
- ²⁷ Die Sequenz dauert 1'56“. Man findet sie, indem man das Videoband nach dem Ende des Signets der Produktions- oder Vertriebsfirma um 4'18“ vorspult.
- ²⁸ Eine Videokopie von Jesus von Montreal liegt unter hier aufgeführten Archivnummern in allen Medienzentralen der (Erz-)Bistümer bereit, in denen das Pastoralblatt vertrieben wird. AC: VHS 328 / B: V 535 / E: V / HH: V 0397 und V 0884f (Kiel) / HI: 00116 / K: V 1065 / OS: VHS 996.
- ²⁹ Gasper, H.: Passionsspiel mit Menschensohn. „Jesus von Montreal“ von Denys Arcand (1989), in: Hasenberg, P. / Luley, W. / Martig, Ch. (Hg.): Spuren des Religiösen im Film. Meilensteine aus 100 Jahren Filmgeschichte, Köln-Mainz 1995, 112–115; hier: 115.
- ³⁰ Die (Teil-)Sequenz findet man auf dem Videoband nach gut achtzig Minuten. Es ist ratsam, sich auf den hier wiedergegebenen Teil (1:23:20 – 1:24:50) zu beschränken, um bei Einführung und Nachgespräch nicht auf die Konflikte eingehen zu müssen, die in der Sequenz ebenfalls zur Sprache kommen.

- ³¹ Fürst, W.: Seelsorge zwischen Resignation und Hoffnung. Ermutigung zur pastoralen Kursbestimmung heute, in: Ders. / Baumgartner, I.: Leben retten. Was Seelsorge zukunftsfähig macht. München 1990, 15–88; hier: 43.
- ³² Hant, P.: Das Drehbuch. Praktische Filmdramaturgie. Waldeck 1992, 78.

Hermann-Josef Lauter OFM

Ende des Vor- sehungsglaubens?

Am 30. Oktober vorigen Jahres brachte der Fernsehsender 3sat eine Sendung mit dem Titel: „Warum gerade ich? Leben nach dem Schicksalsschlag.“ Es wurden drei Menschen interviewt, die Schweres erlitten hatten und damit leben mussten: Ein junger Familienvater, der nach einem Unfall querschnittsgelähmt war; eine junge Frau, die schwerste Verbrennungen erlitten hatte und sich ohne Finger behelfen musste; ein älterer Mann, der bei dem Zugunglück von Eschede die Ehefrau und die ältere Tochter verloren hatte und jetzt seine blinde und geistesgestörte junge Tochter allein pflegen musste. Letzterer schien ein gläubiger Christ zu sein, der mit der Frage rang: „Wie kann Gott so etwas zulassen?“

Der bekannte Fernsehredakteur Dr. theol. Michael Albus berichtet in seinem Buch „Die unbekannte Religion – Auf der Suche nach dem Christentum“ von dem Tod seiner Tochter durch einen Verkehrsunfall zwei Monate nach ihrer Hochzeit. „Ihr Mann hat den Mut gehabt, bei der Beerdigung am Sarg noch ein paar Worte zu sagen. Es fiel ihm schwer genug. Sinngemäß sagte er denen, die gekommen waren, darunter viele junge Menschen: ‚Ich selbst bin nicht getauft und kein Christ, aber wenn es diesen Gott gibt, an den Sie (Christen) glauben, dann ist dieser Gott aus meiner Sicht ein Sadist, weil er mir meine Zukunft und meine Liebe genommen hat.“¹

Am 11. April 1992 ereignete sich in Remagen dieses Unglück: Ein betrunkenener Mann raste mit seinem Auto in eine Prozession, die zu einer Marienkapelle unterwegs war. Dabei kamen vier Personen ums Leben, sechzehn andere wurden zum Teil lebensgefährlich verletzt. Vielleicht sangen die Pilger

gerade das Lied „Maria breit den Mantel aus...“

Die Theodizeefrage stürzt auf Menschen zu im Kleinen wie im Großen. Der „Holo-caust“ hat wie eine Lawine gewirkt, die den Glauben vieler Menschen an eine Vorsehung Gottes verschüttet hat. Niemand weiß eine befriedigende Antwort auf die Frage „Warum hat Gott das zugelassen?“ Wie leicht hätte er das verhindern können, indem er einen von den vierzig Anschlägen, die auf Adolf Hitler unternommen worden sind, hätte gelingen lassen. Einer war von einem Offizier geplant worden, der im Führerhauptquartier mit einigen Soldaten neue Wehrmachtsuniformen vorführen sollte. Er hatte in seiner Weste Sprengkörper angebracht, wollte Hitler umarmen und sich mit ihm in die Luft sprengen. Am Tage vorher fand ein Fliegerangriff auf Berlin statt, bei dem die Textilfabrik, die die Uniformen herstellte, zerstört wurde. Die Vorführung wurde abgesagt. In einem Fernsehinterview wurde dieser Offizier (der Name ist mir entfallen) gefragt, wie er sich das erkläre. Er gab zur Antwort: „Da waren metaphysische Mächte im Spiel.“ Wollte Gott, dass das Experiment Nationalsozialismus bis zur letzten Konsequenz zu Ende geführt wurde, damit es sich selber richte und strafe?

Auf die Theodizeefrage gibt es eine Reihe von Antworten, die wohl einigen Sinn ergeben: Gott straft, Gott prüft, Gott läutert, er lässt den Menschen ihren freien Willen, was im Falle des Versagens schlimme Folgen haben kann. Aber keine von ihnen, auch nicht alle zusammen, können die klagenden Fragen restlos befriedigend beantworten. Was Gott dem Ijob, dem Sprecher der leidgequälten Menschheit, zu seiner eigenen Rechtfertigung sagt, ist kaum mehr als der Hinweis auf seine Allmacht und Unbegreiflichkeit.

Tiefer reicht die Antwort des christlichen Glaubens. Sie ist Christus in Person, der Gekreuzigte. „Nur der einmalige Beweis, der Christus heißt, kann einer Religion die Verwegenheit geben, dem ganzen grauenvollen Antlitz der Welt zum Trotz, Gott den Namen ‚Liebe‘ zu geben.“² Aber auch diese Antwort

bleibt in das Dunkel des Glaubens gehüllt. Auch als Glaubende müssen wir auf Gottes letzte Antwort, auf seine eigene Theodizee am Jüngsten Tag warten.³

Diese Not lässt manche Theologen Abschied nehmen vom herkömmlichen Glauben an eine „Vorsehung“ Gottes. Sie vertreten wieder den Deismus der Aufklärung: Gott greift weder in die Evolution noch in die Geschichte ein. Einer der entschiedensten Vertreter dieser Ansicht ist Herbert Vorgrimler. Mit Berufung auf den französischen Theologen Jean Pierre Jossua folgert er: „Diese Einsicht bedeutet das Ende der traditionellen Auffassungen von Allmacht und Vorsehung. Mit A. Godin nennt Jossua die Versuche, den Begriff der göttlichen Vorsehung von ehrwürdigen kindlich-naiven Vorstellungen zu läutern und dennoch aufrechtzuerhalten, einen ‚infantilen Animismus‘, der Dinge und Ereignisse auf einen Willen Gottes zurückführt, um die Furcht vor dem Zufall zu beschwichtigen (NHThG 1, 1991, 183). Der Gewinn der für die Theologie gefährlichen Situation der neuesten Neuzeit ist eine hohe Respektierung der transzendenten Göttlichkeit Gottes, die Gott jeder Vergegenständlichung enthebt. Die negative Folge solcher schmerzlichen Erkenntnisse ist ebenfalls eindeutig: der durchaus beklagenswerte Verlust des Glaubens an eine unmittelbare Gegenwart Gottes in der Natur und der menschlichen Geschichte (ebd.). Auch wenn Überlegungen solcher Art in der kirchlichen Verkündigungssprache und vor allem in der Gebetsprache der Fürbitten noch kaum ein Echo finden, werden sie doch von einer zunehmenden Zahl von Menschen geteilt: Gott schickt nicht Leiden, fügt nicht Böses zu, um Menschen zu strafen, zu prüfen oder zu läutern, er erlöst aber auch nicht von dem konkret anzutreffenden Bösen, nicht von physischem Unglück noch vom Missbrauch menschlicher Freiheit.“⁴

Es bedarf keines Beweises, dass damit das Gottesbild der Bibel, des Alten wie des Neuen Testaments, begraben ist. Denn darin ist fast auf jeder zweiten Seite von Vorsehung, von unzähligen Eingriffen Gottes in

die Geschichte die Rede. Was ist denn z.B. die Berufung eines Propheten „vom Mutterleibe an“ (Jes 49,1; Jer 1,5 f.; Gal 1,15) und seine Sendung anderes als Eingreifen Gottes in die Geschichte? Und schließlich die Menschwerdung und Sendung Christi und die Berufung so vieler Heiliger in der Geschichte der Kirche? Gott hat durch sie die Welt bewegt und sich in der Geschichte als mächtig erwiesen.

Glauben heißt, sich Gott anvertrauen, sich von ihm führen lassen. Das Vertrauen in die Vorsehung, die Führung, den Schutz und die wirksame Hilfe Gottes kommt fast in jedem Psalm zum Ausdruck. Auch die Klagepsalmen enden immer in einem neuen Vertrauensfassen, in neuer Zuversicht, mit einer Ausnahme: Ps 88, der mit dem Vers endet: „Mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis.“ Auch das gibt es als Gotteserfahrung und sollte nicht verharmlost werden. Und schließlich der Ruf Jesu am Kreuz „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ und noch abgründiger sein wortloser Schrei, mit dem er seinen Geist aushaucht (Mt 27,46.50). „Das Ende der Frage ist der große Schrei. Er ist das Wort, das kein Wort mehr ist, das deshalb auch nicht mehr als Wort verstanden und ausgelegt werden kann. Er ist das Ungeheure, das noch übrig bleibt, nachdem alles Gemäßigte, Geheure, dem Menschengehör Angepasste verklungen ist. In Wahrheit müsste man das, was in diesem Schrei nunmehr nackt hervorbricht, in jedem bekleideten Wort mithören.“⁵

Damit soll gesagt sein: Ein letztes Verstehen der Unheils- und Heilsgeschichte, der Führung und Vorsehung des allmächtigen Gottes, eine theologische Systematisierung ist uns nicht möglich. Aber so wenig wie Jesus nach seiner Passion die Verkündigung von der Vorsehung Gottes, der alle Haare unseres Hauptes gezählt hat (Mt 10,30), zurückgenommen hätte, so wenig dürfen wir den Glauben an Gottes Führung und Beistand preisgeben. Der Auferstandene hat den Jüngern seine Gegenwart, seinen Beistand verheißen bis zur Vollendung der Welt (Mt 28,20). Das haben unzählbare Christen

in ihrem Leben und Sterben erfahren. Anders ist Christsein nicht möglich.

Die Hoffnung lebt aus dem Glauben, und der Glaube lebt aus der Hoffnung. Edith Stein hat das mit den Worten bekannt: „Was wir von der eigenen Geschichte manchmal zu verstehen glauben, ist doch immer nur ein flüchtiger Reflex von dem, was Gottes Geheimnis bleibt bis zu dem Tag, an dem alles offenbar wird. Meine große Freude ist die Hoffnung auf die künftige Klarheit. Der Glaube an die geheime Geschichte muss uns auch immer stärken, wenn das, was wir äußerlich zu sehen bekommen (an uns selbst und an anderen), uns den Mut nehmen möchte.“⁶

Anmerkungen:

¹ Herder, Freiburg 1997, 165.

² Hans Urs von Balthasar: Klarstellungen. Freiburg 1971, 48.

³ Walter Gross / Karl-Josef Kuschel: „Ich schaffe Finsternis und Unheil!“ Ist Gott verantwortlich für das Übel? Matthias Grünewald Verlag, Mainz 1992. Das Buch bietet eine Darstellung der biblischen, philosophischen und theologischen Versuche, die Theodizeefrage zu beantworten mit dem letzten Ausblick auf Gottes Selbstrechtfertigung am Ende der Geschichte. „Die biblisch und theologisch einzig verantwortbare Option heißt: Offenhalten der Theodizeefrage (Offb 21,41)“, 210.

⁴ Herbert Vorgrimler: Erlöse uns von dem Bösen. Die Aktualität einer Vaterunser-Bitte. Vortrag vom 19. Januar 1999 in der Karl Rahner Akademie Köln, die den Vortrag als Broschüre veröffentlicht hat. Vorgrimler versteigt sich sogar zu der Deutung der dunklen Seite Gottes als dessen „böser“ Seite, von der er selbst uns erlösen möge, 18 f.

⁵ Hans Urs von Balthasar: Das Ganze als Fragment. Aspekte der Geschichtstheologie. Einsiedeln 1963, 303.

⁶ Edith Stein: Selbstbildnis in Briefen. Zweiter Teil (= Werke Bd. IX.). Druhen/Freiburg 1977, 157.

„Levve un levve losse“

Eine kirchlich-karnevalistische Typologie im Anschluss an Joh 14,19

1. Biblische Grundlegung

In der Abschiedsrede Jesu nach dem Johannesevangelium ist ein Satz überliefert, der eine erstaunliche Parallele im rheinischen Karneval findet. Es heißt dort: „Nur noch kurze Zeit, und die Welt sieht mich nicht mehr; ihr aber seht mich, weil ich lebe und weil auch ihr leben werdet“ (Joh 14,19). Die Einheitsübersetzung verfälscht etwas die prägnante Kürze des griechischen Urtextes: ἐγὼ ζῶ καὶ ὑμεῖς ζήσατε – ich lebe und ihr werdet leben. Subjekt ist zunächst Christus, von dem das Leben im Präsens ausgesagt wird. In einem parataktisch angeschlossenen zweiten Satz werden die Jünger zum Subjekt. Auch hier findet sich das Verb *leben* im Prädikat, allerdings im Futur. Auf den ersten Blick könnte man meinen, damit sei die Zukunft am Ende aller Tage angesprochen. Aus dem Kontext ergibt sich aber, dass das „ihr werdet leben“ nicht auf das Jenseits, sondern auf die Zeit nach der Auferstehung Jesu bezogen ist: „In dieser Aussage wird die Ostererfahrung reflektiert“¹. Das entspricht auch paulinischer Theologie, die das Leben des Jüngers in dieser Welt abhängig macht vom Leben des Auferstandenen (vgl. Gal 2,20). Es ist also kein fernes Leben gemeint, sondern die konkrete gegenwärtige Existenz des Christen.

In unserem Zusammenhang ist es von Interesse, dass sich das semantische Material aus Joh 14, 19 in fast der gleichen Struktur

im karnevalistischen Grundsatz „*levve un levve losse*“ wiederfindet. Dies gilt um so mehr, als dem Verbum „*losse*“ in der kölnischen Mundart nicht bloß die Bedeutung eines Gewährenlassens, sondern auch die eines aktiven Bewirkens zukommt. Man denke nur an den Ausruf „*Loss jon!*“². Der Kausalzusammenhang zwischen den beiden Verbformen wird also in der rheinischen Variante noch intensiver ausgedrückt, als das im Urtext möglich war. Dieses Axiom biblisch-kölnischer Lebensweisheit, das unverständlicherweise nicht in das von Beikircher formulierte „rheinische Grundgesetz“³ aufgenommen wurde, hat die Kölner Band *Höhner* durch ein gleichnamiges Lied gewürdigt⁴. Wie so oft zeigt sich hier eine enge Verbindung zwischen gelebtem Christentum und dem Karneval.

Die johanneische Formel und ihre kölnische Variante charakterisieren aber nicht nur die Vollform gelungenen Lebens, sondern erlauben auch einen Blick auf Fehlformen karnevalistischer wie gläubiger Existenz, die sich da bilden, wo ein oder gar beide Halbsätze negiert werden. Problematisch wird es nämlich in der Kirche und im Karneval dort, wo das „*levve un levve losse*“ ersetzt wird durch „Ich lebe, aber ihr sollt nicht leben“, bzw. „Ich lebe nicht, aber ihr lebt trotzdem“ oder gar „Ich lebe nicht, und ihr sollt auch nicht leben“. Dem soll im Folgenden nachgegangen werden.

2. Durchführung

2.1 „Ich lebe nicht, und ihr lebt trotzdem“ – der verklemmte Asket im Karneval

Diese harmloseste der drei zu besprechenden Fehlformen liegt etwa da vor, wo ein junger Abiturient aus Münster zum Studium nach Köln kommt und in seinem ersten Wintersemester eine Mansarde auf der Severinsstraße bezieht. Ahnungslos hatte er seinen Kommilitonen davon erzählt, und ahnungslos wird er sich am Morgen des Donnerstags vor Rosenmontag an den Schreibtisch setzen. Doch spätestens ab

11.11 Uhr wird seine Bude überfüllt mit maskierten und laut singenden Mitstudenten, die gerade mal vorbeikamen, zufällig ein Fässchen im Gepäck führten und alle Fans von *Jan und Griet* sind. Zu sagen, dass der junge Student sich in dieser Situation seltsam vorkommt, wäre eine Untertreibung. Für sein weiteres Leben wird alles davon abhängen, ob der karnevalistische Funke überspringt. Falls nicht, bleibt nur zu hoffen, dass der Karnevalsmuffel sich für Langlauf im Schwarzwald begeistern kann. Sonst ist ernsthaft zu befürchten, dass sich das Karnevalssyndrom zu einer gravierenderen Fehlform (vgl. 2.2) entwickelt.

Auch im kirchlichen Kontext sind solche Fälle anzutreffen. Man denke an einen vom Verzicht und Bußübungen gezeichneten Kaplan, den übermäßiges Studium beschaulicher Literatur kurzsichtig gemacht hat. Als hilfloser Asket hat er der ungebändigten Kreativität seiner Messdiener nichts entgegenzusetzen. Er stirbt tausend Tode, wenn es im Jugendheim rundgeht, aber er versteht nicht, die dort freiwerdende Energie zu bündeln.

Hier wie dort entsteht Hilflosigkeit, wo ein zum Habitus gewordenes Lebensdefizit mit ausgelassener Lebensfreude konfrontiert wird. Zwar harmlos, aber doch schade. Denn es wäre für alle schöner, wenn der Asket mit dabei wäre.

2.2 „Ich lebe nicht, und ihr sollt auch nicht leben“ - der aggressive Antikarnevalist

Diese Variante führt oft zur Zerreißprobe einer Zweierbeziehung. So vermeidet etwa die karnevalsunlustige Freundin eines karnevalsbegeisterten Rheinländers nicht die Konfrontation mit der fünften Jahreszeit, sondern sucht sie geradezu. Spartanisch kostümiert begleitet sie ihren Partner zu einer Kostümsitzung, um dort prompt zu bekennen: „Nein, ich finde diese aufgesetzte Fröhlichkeit widerwärtig. Seltsam, dass die Leute immer auf Kommando in Stimmung kommen.“ Sie hingegen kapriziert sich darauf, auf Kommando missmutig zu werden

und anderen auf Kommando die Stimmung zu verderben. Dazu kommen noch Tränenausbrüche und Migräneanfälle, so dass der karnevalsbegeisterte Partner gezwungen wird, die ausgelassene Veranstaltung zu verlassen, um seine Liebste auf dem Heimweg zu begleiten.

Zentral ist immer, dass die eigene Lebensverweigerung mit einer mehr oder weniger subtilen Machtausübung verbunden wird, die anderen Menschen das Leben versauert. Gerade Autoritätspersonen sind besonders anfällig für dieses Verhaltensmuster. Man denke nur an den Prälaten, der den Pfarrsaal für Feste und Fêten verschließt, da Feiern, Tanzen und Klatschen der Würde der heiligen Umgebung nicht angemessen seien und die Selbstkasteiung auf Erden eine umso größere Gnadenzuwendung im Himmel zur Folge habe. Mitunter wird auch einfach materieller Einfluss eingesetzt und das nicht finanziert oder bezuschusst, was einen zu lebendigen, fröhlichen oder kreativen Eindruck macht.

Ein eindrückliches Beispiel findet sich in der neueren Literatur in der Figur des *Jorge von Burgos* in Umberto Ecos philosophischen Kriminalroman „Der Name der Rose“: Ein greiser und blinder Mönch versteckt das in seiner Bibliothek gehütete Exemplar der Schrift des Aristoteles' über die Komödie. Aus Angst davor, dass sich das befreiende Lachen im Kloster verbreiten könnte, schreckt er sogar vor grausamen Morden nicht zurück⁵.

Die Verbindung von Rigorismus und Humorlosigkeit lässt sich quer durch die Konfessionen beobachten und hat sich etwa in der calvinistischen Härte der protestantischen Ethik kulturprägend ausgewirkt.

2.3 „Ich lebe, und ihr sollt nicht leben“ - der Heuchler

Im Straßenkarneval lassen sich immer wieder Zeitgenossen beobachten, die mit äußerster Rücksichtslosigkeit Kamellen einheimsen und dabei kräftig ihre Ellenbogen gebrauchen. Ist aber jemand anders ge-

schickter und erhascht eine Schachtel Pralinen, auf die sie bereits spekuliert hatten, zögern sie nicht, ihren Mitmenschen moralische Vorhaltungen zu machen: „Nä, der schnappt den Kindern alles weg!“

Dieses Verhalten wurde in seiner klerikalen Ausprägung schon in der Pharisäerschelte des Neuen Testaments (vgl. etwa Mt 23, 23-26) kritisiert. Durch die Jahrhunderte hindurch scheint es dessen ungeachtet aber auch im christlichen Klerus Blüten zu treiben. Heine brachte die Diskrepanz zwischen sittenstrenger Lehre und nur mühsam verborgener ausschweifender Lebensführung auf die griffige Formel:

„Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenn auch die Herren Verfasser;
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.“⁶

2.4 „Ich lebe, und ihr werdet leben“ – der echte „Jeck“

Zur Vollform authentischer Karnevalsfreude gehört eben nicht nur, dass es einem selbst gut geht, sondern dass alle Spaß haben. Die universale Weite des rheinischen Jecken ist in dem nahezu unübersetzbarem Gebot des „*jünne künne*“ verdichtet. Damit ist gemeint, dem anderen seine Freude zu gönnen, aber nicht in einer rein passiven Weise, sondern in Form eines aktiven Wohlwollens⁷.

Genau dieses Wohlwollen, das das Wohlergehen und Lebendigkeit des anderen ermöglicht, ist in seiner österlichen Vollendung der Kern der Selbstaussage Jesu in Joh 14,19. Im Auferstandenen zeigt sich die lebensschaffende Macht Gottes. Die Ostererfahrung wird zur Erfahrung der neuen Schöpfung.

Kierkegaard hat das Spezifikum der Macht Gottes herausgestellt, das gerade darin besteht, dass diese Macht anderes Leben nicht beschneidet, sondern ermöglicht:

„Das ist der Grund, weshalb ein Mensch den andern nie ganz frei machen kann, weil der, der die Macht hat, selbst darin gefangen ist, dass er sie hat, und darum beständig ein

verkehrtes Verhältnis bekommt zum andern, den er frei machen will. Dazu kommt, dass in aller endlichen Macht (Begabung usw.) eine endliche Eigenliebe ist. Nur die Allmacht kann sich selbst zurücknehmen, während sie sich hingibt; und dieses Verhältnis ist gerade die Unabhängigkeit des Empfängers. Gottes Allmacht ist darum seine Güte. [...] Alle endliche Macht macht abhängig; nur die Allmacht kann unabhängig machen, aus Nichts hervorbringen, was in sich Bestand hat dadurch, daß die Allmacht immerfort sich selber zurücknimmt.“⁸

3. Reprise: Humor und Moral

Das eingangs zitierte *Höhner*-Lied nimmt eine ethische Wendung: „Denn nur wer gibt, was er hat, der ist wert, dass er echte Freunde hat.“ Hier zeigt sich, dass „*levve un levve losse*“ keine Maxime für die Zuschauertribüne des Lebens ist, sondern erst da eingelöst wird, wo das eigene Leben das Leben anderer ermöglicht. Die biblisch-karnevalistische Weisheit nimmt so etwas vorweg, das man im populären Jargon heutiger Psychotherapie „Ressourcenorientierung“ nennen würde. Das geschieht freilich auf eine ganz besondere Weise. Das eigene Leben ist nicht nur eine Ressource für das Leben des anderen. Denn der andere, der Verschrobene und Unangepasste, wird hier nicht als Teil eines Problems, sondern als Partner begriffen: Auch von ihm wird das Leben ausgesagt. Die Kraft des anderen wird so für mich zur Ressource. Durch das „leben und leben lassen“ werden wir „*echte Fründe*“.

Hier zeigt sich klar eine ekklesiologische Konsequenz: Der Lebenskraft des Auferstandenen trauen heißt, das eigene Herz weit zu machen und dem anderen zu trauen und auch bizarre und ungewohnte Lebensentwürfe als Bereicherung verstehen zu können. Die Schöpferkraft Gottes ist größer, als unser kleinkariertes Hirn es sich oft vorstellen kann. Die Grundlage gemeinsamen österlichen Lebens ist die Freude darüber, dass „jeder Jeck anders“ ist⁹.

Anmerkungen:

- ¹ Rudolf Schnackenburg: Das Johannesevangelium. III. Teil = HThKNT IV,3 (Freiburg u. a. 1975), 89.
- ² William Wrede: Neuer Kölnischer Sprachschatz, Bd. 2 (Köln ¹¹1993), 155/6.
- ³ Vgl.: Konrad Beikircher: Wo sie jrad sagen: Beikircher (Bonn 1995), 11/2.
- ⁴ Erstmals auf CD: Höhner: Made in Kölle (Emi 1996).
- ⁵ Vgl.: Umberto Eco: Der Name der Rose (München 1986), 610/35.
- ⁶ Heinrich Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen (Stuttgart 1979), 10.
- ⁷ Vgl. Emmanuel Lévinas: Die Zeit und der Andere (Hamburg ³1995).
- ⁸ Sören Kierkegaard: Kierkegaard nachkonziliar (ausgew. und übertr. von H. Roos) (Einsiedeln 1967), 49.
- ⁹ Der ehemalige Kölner Kardinal Höffner hat einmal auf das Wort des Heiligen Thomas „Omnes cantantes in una voce: iam non erit symphonia et consonantia vocum“ (In 2. Pol, lect. 5) hingewiesen: „Ein großer Europäer, der heilige Thomas von Aquin, hat im hohen Mittelalter gesagt, dass die nivellierende Gleichschaltung die Einheit zerstört, genauso wie Musik und Symphonie aufhören, „wenn alle denselben Ton singen““ (Joseph Höffner, Die Verantwortung der Christen für Europa: Ders., Christen für Europa (Kevelaer 1983) 29). Das Singen *una voce* erweist sich auf die Dauer nicht nur als langweilig, sondern sogar als zerstörerisch.

Leserbriefe

Zu Klaus Rüggeberg: „www.pastoralreferenten.de“ (Heft 12/2000, S. 375)

Dem Deuten und Schreiben der Zeichen der Zeit von Pastoralreferentinnen um das „Evangelium des Lebens“ bezüglich der Schwangerschaftskonfliktberatung zu vermitteln, vermag ich beim Verein „Donum Vitae“ nicht zu folgen.

Denn wer Beratungsscheine ausstellen lässt, die zum Töten ungeborener Kinder berechtigen, gibt nicht nur diese „Botschaft des straffreien Tötens“ weiter, sondern bindet sich auch an dieses Tötungssystem.

*Diakon i. R. Bernhard Verhoff,
53721 Siegburg*

Zu Erich Läufer: Spiel mir das Lied vom Tod (Heft 1/2001, S. 16)

Es ist für uns wichtig, den Blick auf unsere Nachbarländer zu richten, wie es Erich Läufer tut bei seiner Stellungnahme zur Sterbehilfe.

Wir können nur voneinander lernen. Im Guten können wir von den Niederlanden lernen, wenn wir sehen, wie sie mit den Behinderten leben, anders als in Deutschland. Bei Besuchen in den Niederlanden sehe ich im Straßenbild regelmäßig Gruppen von Behinderten, in einem deutschen Straßenbild muss ich suchen. Ein Blick, der mich nachdenklich macht.

Können die Niederlande vom Sterben in Deutschland lernen? Statistiken über höhere Lebenserwartungen in unserem Land gaukeln uns ein bald „ewiges Leben“ vor. Wer am Wochenende stirbt und seinen Hausarzt nicht erreicht, wird vom Notarzt reanimiert, auch in hohem Alter, auch bei schwerer Erkrankung. Wer zu Hause plötzlich stirbt –

ohne absehbare Ursache – muss seinen Tod vor der Krippe rechtfertigen. Wie oft treffen wir Seelsorgerinnen und Seelsorger auf Notärzte und Kriminalbeamte, wenn wir zu einem Sterbenden oder Verstorbenen gerufen werden.

Unsere Kirche hat in den letzten Jahren durch qualifizierte Krankenhaus- und Notfallseelsorge Kompetenz erworben, Sterbende und Trauernde zu begleiten. Unsere Kirche ist durch das Sakrament der Krankensalbung schon immer bei den Kranken und ihren Angehörigen.

Blicken wir intensiv auf das Sterben in Deutschland:

Haben unsere zahlreichen katholischen Krankenhäuser auch den guten Ruf, dass hier menschenwürdig gestorben und Abschied genommen werden kann?

Achten wir darauf, dass Sterben nicht „verlernt“ wird, dass menschliches Sterben möglich ist? Denn die Angst vor juristischen Auseinandersetzungen und das Verleugnen des natürlichen Todes lässt sonst Notärzte und Kriminalbeamte die Szene im Sterbehaus beherrschen.

*Pfarrer Wolfgang Bußler,
41066 Mönchengladbach*

Literaturdienst

Karl Heinz Schmitt: Erfolgreiche Katechese. Ermutigungen für die Praxis. Kösel-Verlag, München 2000. 199 S.; 26.90 DM.

Das Hauptanliegen des vorliegenden Buches ist es, Katechetinnen und Katecheten in einem Nachdenken über ihr Tun so mitzunehmen, dass sie in ihrem Engagement ermutigt werden. Karl Heinz Schmitt ist sich dabei der Problematik des Terminus „erfolgreich“ durchaus bewusst. Er geht aber davon aus, dass Motivationen und Kräfte für die Katechese nur dort nachwachsen können, wo die katechetischen Begegnungen etwas bewirken. Ob das, was in der Praxis erreicht wird, als „erfolgreich“ wahrgenommen wird, hängt von den Zielen ab, die man bewusst oder unbewusst verfolgt. Was für den Verfasser als entscheidend bzw. nicht entscheidend gilt, findet man auf S. 12 wie folgt beschrieben: „Entscheidend ist dabei nicht, ob solche Begegnungen zu einer Bindung an die Kirche zu einem Leben mit der Kirche führen ... Entscheidend ist, inwieweit solche Begegnungen etwas von der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes erfahrbar machen können. Viel ist schon erreicht, wenn durch solche Begegnungen gute Erinnerungen geschaffen werden. Erinnerungen an wirkliche und ehrliche Zuwendung, Wertschätzung, Anteilnahme und Solidarität.“ Theologisch steht dahinter die Überzeugung, dass Gott eine Geschichte auch mit den Menschen sucht, die nicht zu dauernder Kirchengemeinschaft finden, und dass es einen sinnvollen Dienst an dieser Geschichte Gottes mit den Menschen gibt. Es wird ein Verständnis der Kirche als Sakrament der Menschenfreundlichkeit Gottes vergegenwärtigt. Die Berufung dieser Kirche ist ein Dienst an allen Menschen, nicht aber unbedingt mit allen.

Katechetische Praxis ist gegenwärtig vor allem SakramentenKatechese. Darum gelten ihr drei eigene Kapitel. Vom Grundansatz des Buches her sind sie durch eine entschiedene Offenheit für alle geprägt. In den Sakramenten sieht Karl Heinz Schmitt die ausgestreckten Arme des Gottes, der allen Vergebung, Heilung, Anerkennung und Solidarität schenken will. Er zeigt ein weites Verständnis für die Erwartungen der Menschen, die in den biographischen Situationen von Taufe, Erstkommunion und Trauung eine Feier und den Segen Gottes suchen. Er beschreibt die Chancen, die darin liegen, sich mit Sympathie auf die Menschen einzulassen und ihnen wenigstens etwas vom Licht des Evangeliums mitzuteilen. Erst danach geht er auf die Möglichkeit ein, dass Menschen in der SakramentenKatechese einen Weg beginnen, der zur Teilhabe an der Berufung und Sendung der Kirche führt. Hier greift er die Stufen

der Evangelisierung aus „*Evangelii nuntiandi*“ auf, bei denen allerdings die Sakramente nicht am Anfang des Christwerdens stehen.

Die beiden letzten Kapitel bieten recht eigenständige Überlegungen, die nicht nur für katechetische Praxis Bedeutung haben. Zum einen geht es – ausgehend von der Begegnung zwischen Petrus und Cornelius in der Apostelgeschichte um Anregungen für einen Umgang mit den Menschen; indem deren Erfahrungen, Freuden und Leiden, Wunden und Sehnsüchte wahrgenommen und angenommen werden. Die Ausführungen verstärken das Engagement des Verfassers für eine an den Menschen interessierte Katechese. Auch im angefügten Kapitel über die Feier des Sonntags bleibt deutlich, dass dieser Tag gerade als Tag der Glaubensfeier und damit als Tag für Gott ein Tag für den Menschen ist und sein soll. Dass Christen der Feier der ihnen geschenkten Hoffnung am Sonntag treu bleiben, wird auch als Dienst an der Gesellschaft vergegenwärtigt.

Das Buch von Karl Heinz Schmitt ist aus dem unmittelbaren Kontakt mit der katechetischen Praxis erwachsen. Man spürt ihm den lebendigen Austausch mit Katechetinnen und Katecheten an. Der Verfasser hat in unterschiedlichen Begegnungen Erfahrungen mit dem sammeln können, was Mut machte. Diese Erfahrungen sind in dem vorliegenden Buch gesammelt. Die nachdenkenden Texte sind durch Einschübe von vielfältiger literarischer Form unterbrochen. Dadurch werden Lesende angeregt, öfter innezuhalten, sich an eigene Erfahrungen zu erinnern, innere Bewegungen zuzulassen oder einem Anstoß nachzugehen. Die Lektüre kann zu einem Gespräch mit den lebendig gegliederten Seiten werden.

Von der Intention des Buches her, Ermutigungen für die Praxis zusammenzutragen, ist es berechtigt, dass vor allem auf die faktisch bei uns gegenwärtig verbreitete Katechese geschaut wird. Diese ist mit guten theologischen Gründen darauf ausgerichtet, Menschen das vom Licht des Evangeliums mitzugeben, was sie annehmen und mitnehmen können. Diese Intention ist durch eine Katechese zu ergänzen, in der Menschen, die vom Evangelium ergriffen sind, die Teilhabe am Leben und Glauben der Kirche suchen und als Mitträger kirchlicher Berufung und Sendung eingegliedert werden. Bei dieser Katechese geht es um Vorgänge, in denen eine für alle offene Kirche zugleich um ihre Identität besorgt ist und bleibt. Denn die Kirche kann nur dann in Offenheit die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes bezeugen, wenn sie aus den offen gehaltenen Quellen dieser Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes lebt und wenn Gott ihr Menschen schenkt, die aus kirchlicher Glaubensgemeinschaft heraus das Licht des Evangeliums bezeugen können und wollen. Viele Katechetinnen und Katecheten sind solche Geschenke an die Kirche und an die Menschen heu-

te. Sie zu ermutigen, ist der wichtige Dienst des vorliegenden Buches.

Dieter Emeis

Michael Kunzler: *Leben in Christus. Eine Laienliturgik zur Einführung in die Mysterien des Gottesdienstes.* Bonifatius-Verlag, Paderborn 1999. 700 S.; geb. 59,80 DM.

Das Wort von der „tätigen Teilnahme“ (*participatio actuosa*) der Gläubigen an der Liturgie der Kirche darf, seit Papst Pius X. es erstmals im Zusammenhang mit seinem 1903 veröffentlichten Schreiben zur Kirchenmusik geprägt hat, als das klassische Motiv der liturgischen Erneuerung gelten, wie es die Liturgiekonstitution des II. Vatikanums seinerseits bestätigte. Mit der Forderung nach einer aktiv am gottesdienstlichen Geschehen teilnehmenden Gemeinde darf nicht nur der Blick auf die Dienste und Aufgaben und die Relevanz muttersprachlicher Texte und Gesänge gerichtet werden. Es geht vor allem um eine geistig-geistliche Durchdringung der liturgischen Feier, um den inneren Mitvollzug des Gottes-Dienstes als Begegnung zwischen Gott und den Menschen.

Genau dazu will das vorliegende Buch des Paderborner Liturgiewissenschaftlers Michael Kunzler eine Hilfe und Anregung geben. Sein Ziel ist nicht, ein liturgiewissenschaftliches Lehrbuch für Studium und Wissenschaft vorzulegen (dies hat er bereits 1995 in der Reihe „*Amateca*“ getan). Er möchte vielmehr in der alten Tradition der mystagogischen Katechesen Lesehilfen zum inneren Verstehen und Mitfeiern des Gottesdienstes geben (27). Dies tut er zunächst in einem ungewohnten, auf diesem Hintergrund allerdings verständlichen Stil. Sein Buch erscheint „als ein – zugegebenermaßen sehr lang gewordener Brief –, den ich Euch geschrieben habe, um Euch teilhaben zu lassen an meinen Überlegungen über unseren gemeinsamen Glauben“ (25). Um die gottesdienstliche Glaubenspraxis ist es ihm zu tun, wie auch die Wahl des Buchtitels, angeregt durch das ähnlich lautende Werk des griechisch-orthodoxen Theologen Nikolaos Kabasilas (um 1320–1391), anzeigt. Wie er möchte der Autor in Theologie und Feier der Liturgie einführen, um seinen Leserinnen und Lesern einen Zugang zur Erfahrung des Dialogs zwischen Gott und Menschen zu vermitteln.

Natürlich übergeht der Verfasser nicht die Erkenntnisse der Liturgiewissenschaft, aber sie stehen hier nicht im Vordergrund, weshalb sich die Anmerkungen, relativ knapp gehalten, jeweils am Ende eines Kapitels befinden und auf weiteren großen wissenschaftlichen Apparat verzichtet wurde.

Inhaltlich spannt das Buch einen weiten Bogen. Es steht angefangen bei den beiden Grundphänomenen der Liturgie, der Katabasis (1. Teil) und Anabasis (2. Teil), über die Eucharistie als Mitte

des christlichen Gottesdienstfeierns (3. Teil) und die übrigen sakramentlichen Feiern (4. Teil) zur zeitlichen Dimension der Liturgie von Tag und Nacht, Woche und Jahr (5. und 6. Teil). Dabei sind seine Ausführungen immer verständlich und am angezielten Lesepublikum orientiert. Die immer wieder geöffneten Fenster zu den östlichen Liturgien (v. a. der byzantinischen Liturgie) erlauben Seitenblicke, die helfen, weniger belichtete Dimensionen des Gottesdienstes in unserer westlich-römischen Tradition neu zu sehen. Manchmal geraten diese Seitenblicke allerdings etwas sehr weitschweifig, hier hätte eine Kürzung dem ohnehin stattlichen Band gut getan. Zudem hätte man sich – gerade hinsichtlich der angestrebten Leserschaft – eine etwas aufwendigere und vielfältigere Bebilderung (im Sinne der geistlichen Erschließung, ähnlich wie dies bei den Musikbeispielen [143, 211, 293 u. ö.] geschieht) gewünscht, zumal der umfangreiche Textblock nicht sehr zum Lesen einlädt.

Dies schmälert freilich nicht den gelungenen Versuch einer einführenden Mystagogie für jene, die nach einer Hilfe zur aktiven Mitfeier der Liturgie als „Leben in Christus“ suchen. Zudem kann es auch anregen, in der Homilie gelegentlich Elemente der gottesdienstlichen Feiern zur Sprache zu bringen.

Jürgen Bärsch

Thomas Schreijäck (Hg.): Spuren zum Geheimnis. Theologie und moderne Literatur im Gespräch. Schwabenverlag, Ostfildern 2000. 180 S.; 19,80 DM.

Dieser Band ist ein weiterer Beitrag in der zunehmenden Zahl der Publikationen zum Dialog Literatur – Theologie. 1999 führte der Fachbereich Katholische Theologie der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt in Kooperation mit der Katholischen Akademie Rabanus Maurus Wiesbaden und der Dompfarrrei Frankfurt einen Studientag zu dieser Thematik durch. Die Veranstalter wählten für ihre Auseinandersetzung moderne Literatur aller Gattungen, die bisher in diesem literarisch-theologischen Diskurs noch nicht berücksichtigt worden war. Der Herausgeber dieser Vorträge, Thomas Schreijäck (Professor für Katholische Theologie/Pastoraltheologie, Religionspädagogik und Kerymatik in Frankfurt) formuliert in seiner Einleitung das Anliegen der Veranstaltung: Es ging um Spurensuche „im Horizont der Unverfügbarkeit des Geheimnisses, das wir theologisch Gott nennen“ und darum, „angesichts der Geschichtlichkeit der menschlichen Existenz ... Auskunft darüber zu geben, wie heute verantwortet über das Verhältnis von Gott und Mensch, Natur und Schöpfung, Zeit und Zeitlichkeit, Beheimatet-Sein und Unbehaustheit gesprochen werden kann.“

Eine grundlegende Einführung in den aktuellen Diskussionsstand legt die durch zahlreiche Veröffentlichungen auf diesem Gebiet ausgewiesene Dortmunder Literaturwissenschaftlerin *Magda Motté* vor. Wenn auch, wie sie hervorhebt, in nur wenigen Texten der modernen Literatur die Frage nach Gott als Zentrum des Denkens und richtungsweisende Kraft des Handelns dargestellt wird, so ist doch die Wirklichkeit Gott aus vielen Werken herauszulesen – in versteckten Hinweisen, im Negativbild oder in herausfordernder Anklage. Unter sieben Aspekten geht Motté solchen Spuren in Texten nach, vom „Verlust des Kinderglaubens“ und dem „Missbrauch des Namens GOTT“ über „Suche nach Sinn, Suche nach Gott“, „Rebellische Fragen“, „Ironisch-satirische Annäherung“ bis zu „Gottesverlust – Gottesferne“ und „Hoffnung und Zuversicht“. Eine Liste von Quellentexten und Sekundärliteratur erleichtert die eigene weitere Spurensuche.

Stefan Heil untersucht unter dem Titel „Wo Gott wohnt“ die Gottesrede bei Ödön von Horvath. Die Titelfrage stammt aus Horvaths vorletztem Roman „Jugend ohne Gott“, zieht sich aber leitmotivisch durch das Gesamtwerk. Horvaths späte Romane zeigen das Gewissen als Ort der Erfahrung Gottes, sie werden so zu ethischen Modellen. *Beate-Irene Hämel* lenkt in ihrem Aufsatz über den peruanischen Dichter César Vallejo (1892–1938) den Blick über europäische Dichtung und Theologie hinaus. Ohne den Geist und die Impulse durch das Werk Vallejos, so der Befreiungstheologe Gustavo Gutiérrez, seien seine eigenen Arbeiten nicht denkbar. An Texten von Günter Anders, Albert Camus und Franz Kafka, bei Job und Paulus arbeitet *Hermann Pius Siller* das „Tribunal“ als literarisches und theologisches Modell für den Umgang mit Schuld und Rechtfertigung heraus. In einem eigenen Beitrag zu dem Gedicht „Licht am Mittag“ des Religionsphilosophen Bernhard Welte schließlich spürt *Thomas Schreijäck* der verdichteten Aussage über die zeitverhaftete doch darüber hinausreichende Existenz des Menschen nach, über die Möglichkeit der Erfahrung von Transzendenz im Diesseits, vom Aufleuchten des Ewigen im Endlichen. Er verdeutlicht so die besondere Möglichkeit der poetischen Sprache für solche Aussagen.

Alle Untersuchungen sind spannend zu lesen und machen deutlich, wie anregend und bereichernd für beide Seiten das Gespräch zwischen Theologie und Literatur sein kann.

Gabriele von Siegroth-Nellessen

Unter uns

Auf ein Wort

„Niemals aber irgendwelche Unruhe
oder irgend ein seelisches oder körperliches
Leid zu verspüren,
das ist unmöglich in diesem Leben,
das tritt erst ein im Zustand der ewigen
Ruhe.

Deshalb vermeine nicht,
dann den wahren Frieden gefunden zu
haben,
wenn Du keinerlei drückende Last mehr
empfindest,
und glaube nicht, dann sei alles in Ordnung,
wenn Du keinen Widerstand mehr zu
spüren bekommst,
und halte nicht das für Vollkommenheit,
wenn Dir alles nach Wunsch und Willen
geht.“

Thomas von Kempen

Eine Telefonkarte

Zum Weihnachtsfest hatten wir anlässlich
des Heiligen Jahres ein Kärtchen zum Ver-
schenken herstellen lassen: Format und
Material wie Scheckkarte, Vorderseite Bild
der Domkrippe, Rückseite Gebet.

Vor ein paar Tagen verteilte einer unserer
Domküster den Rest an Besucher bei der
Krippe. Ein Sechsjähriger freute sich: „Oh,
eine Telefonkarte!“ – Nein, das ist nur ein
Andenkenbild! – Das Bürschlein: „Das ist
doch eine Telefonkarte; damit kann ich mit
meinem Opa telefonieren, der ist nämlich
im Himmel.“

Was er wohl dem Opa zu erzählen hatte!
*Dompfarrer Johannes-Georg Körber,
Osnabrück*

Katholisches Brandopfer? – Teil 1

Als ich kürzlich vor Beginn einer heiligen
Messe die Sakristei betrat, begrüßte mich
unsere Küsterin mit den Worten: „Die Toten
liegen schon auf dem Altar!“ – Natürlich
meinte sie den Zettel mit den Messintentionen
und nicht die Toten selber. Ein wenig
gestutzt habe ich allerdings schon...

Katholisches Brandopfer? – Teil 2

Während der Probe zu einer Orchester-
messe legte einer der Musiker sein Instru-
ment, einen großen Kontrabass, kurzerhand
auf dem Altartisch ab. Um ihn vor den Ver-
sammelten nicht bloßzustellen, kleidete ich
meine Kritik an seinem Verhalten in eine
humorvoll-ironische Bemerkung: „Sie wis-
sen ja, alles, was auf dem Altar liegt, wird
geopfert!“ – Dabei habe ich die Frömmigkeit
und Opferbereitschaft des Musikers offen-
sichtlich unterschätzt. Denn der sprang
unmittelbar auf, stolperte und legte sich
gleich neben seinem Instrument längs über
den Altar.

Ab in den Rosinenkuchen!

Während einer Haussegnung, bat ich die
vierjährige Tochter des Hauses, ein Kreuz
mit Weihwasser zu besprengen. Das kleine
Mädchen nahm das Aspergill voller Stolz in
die Hand und schlug es – etwas ungenau –
dem Gekreuzigten an den Kopf. Alle hielten
den Atem an. Doch die Vierjährige hatte
eine verblüffende Erklärung parat: „Wer dem
Teufel auf den Kopf schlägt, kommt in den
Rosinenkuchen!“ – Später erzählten die
Eltern, dass ihre Tochter am Tag zuvor im
Kasperletheater gewesen sei...

Kpl. Gereon Alter, Münster